

Nr. 63

Gemeinde Ebbs

Ortschronist Mag. (FH) Sebastian Geisler

Archivablage zum Thema

Memoiren einer Arbeitsmaid beim Reichsarbeitsdienst 1942/1943 in Ebbs, Schloß Wagrain

Während des 2. Weltkrieges waren im Schloß Wagrain Arbeitsmädchen zum Reichsarbeitsdienst einquartiert. Sie halfen aus, in Haushalten die fehlende Arbeitskraft von Kriegsdienst versehenden Männern zu mildern.

Die aus Deutschland, Österreich und Südsteiermark kommenden jungen Frauen (Trupps von je ca 32 Frauen) halfen in der ganzen Gegend aus. Die Leipzigerin Erika Rammelt hat unseren Ort ins Herz geschlossen. Sie hat ihre Memoiren OSR Georg Anker 1991 zur Verfügung gestellt. Sie dürfen nun in voller Länge vorgestellt werden. Zeitgeschichte pur!

Fotos sind leider nur in schlechter Qualität vorhanden und wurden daher nicht eingefügt.

Mittlerweile waren wir, dank der Meisterausbildung unserer hochlöblichen Führerinnen, imstande, unserer eigentlichen Bestimmung, in den Aussendienst geschickt zu werden, nachzugehen. Die Bäuerinnen warteten bereits auf ihre Mädchen, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten. Es kam der feierliche Augenblick, an dem wir erwartungsvoll der Verlesung harreten, die uns den Namen des Bauernhofes verkünden sollte, dem wir zugewiesen werden sollten. Jede von uns nahm gewissermassen ihr Schicksal für die nächsten vier Wochen in Empfang. Vergeblich wartete ich auf meinen Namen, und mit der grössten Enttäuschung musste ich mich damit abfinden, dass ich nicht für das Paradies der goldenen Freiheit vorgesehen war. Ich war also nicht für würdig befunden, meinen Tatendrang an den Tiroler Bauernhöfen zur Schau stellen zu dürfen. Grosse dicke Tränen kollerten über mein Gesicht, als hätte mich ein harter Schicksalsschlag getroffen. Sogar Irmgard und Inge hatten einen Aussendienst erwischt. Vielleicht hatten den hohen Stab meine Tränen erbarmt, denn nach zwei Tagen wurde mir beim Morgenappell bedeutet, dass ich

Textauszug aus den Memoiren von Erika Rammelt, Dresden

Teil A Persönliche Briefe an den Ortschronisten 1991 und 1992

Teil B Aus den Memoiren RAD Zeit in Ebbs 1942/1943

Teil C Erinnerungen von Ada Berger als Neunjährige als Nachbarin des RAD Lagers im Schloss Wagrain

Teil D Bericht des Ortschronisten Georg Anker im Ebbser Gemeindeblatt aus dem Jahre 1992

Ebbs, den 2.6.2022

Persönliche Brief an den Ortschronisten

Erika Rammelt

Frankestraße 12, D-7050 Leipzig

17.9.1991

Sehr geehrter Herr Anker,

es ist sicherlich sehr ungewöhnlich, dass Ihnen aus heiterem Himmel ein Päckchen „Memoiren“ zugeschickt wird. Aber das Nachwort Ihres sehr interessanten Buches „Ebbs-Tirol“ macht mir Mut, mich an Sie zu wenden.

Ich will mich zunächst vorstellen: Ich war in der Zeit von 1942/43 als Arbeitsmaid des seinerzeitigen „Reichsarbeitsdienstes“ im Schloß Wagrain stationiert. Der sogenannte RAD hatte die Aufgabe, den Bäuerinnen und Bauern zur Hand zu gehen. Es war Krieg, und helfende Hände waren überall gefragt. Die Ältesten im Ort werden sich gewiß noch daran erinnern.

Als Leipzigerin war es mir infolge des „Eingesperrtseins“ in der damaligen DDR nicht gestattet, das liebe alte Ebbs zu besuchen. Vor einigen Wochen nun endlich wurde mein jahrzehntelanger Traum erfüllt. Anlässlich eines damals 1984 nur stundenweisen Ebbser Besuches mit Traunsteiner Freunden konnte ich meine liebe alte Frau Resi Moser und ihren Mann noch kurz besuchen.

Diesmal kam ich gerade noch rechtzeitig zu ihrer Beerdigung, was mich sehr traurig machte. Ich war bei ihr 1942 im Außendienst gewesen, freilich damals noch in dem kleinen Häusel an der Hauptstraße. Ihr Mann war als Soldat im Krieg gewesen.

Für mich war es ein unbeschreibliches Erlebnis, wieder einmal, diesmal für elf Tage, in dem von mir unvergessenen lieben Ebbs gewesen zu sein. Wie sehr hat sich das ehemalige kleine Dorf zu einem stattlichen, eleganten und attraktiven Touristenzentrum entwickelt. Mit Staunen und Bewunderung habe ich es wahrgenommen.

In meinen Erinnerungen aber leben unvergessen noch die Spuren des damaligen Dörfleins. Noch in meiner Jugend wurde beiliegendes aufgeschrieben und konnte sich dementsprechend ursprünglich und unverfälscht erhalten.

Ich möchte um milde Nachsicht bitten, wenn manche Schilderungen vielleicht in bißchen „despektierlich“ klingen mögen. Im damaligen jugendlichen Übermut und mangelnder Reife drückte mach sich oft ein bißchen keck aus.

Aus heutiger, gereifter Sicht meine ich, jede Jugend würde es wohl wieder ähnlich zum Ausdruck bringen. Im siebten Lebensjahrzehnt hat sich gewissermaßen ein bißchen „Altersweisheit“ dazugestellt. Aber davon war man ja damals noch weit entfernt.

Da diese Geschehnisse in einen Zeitpunkt fallen, der chronologisch nicht in Ihrem Buch erwähnt wird, und da Sie in Ihrem Nachwort mich dazu ermutigen, will ich diese Blätter auf den Weg nach Ebbs schicken. Mein Mann hat sie für Sie abglichtet, und wir hoffen, Ihnen eine kleine Freude damit zu bereiten.

Es grüßt Sie unbekannterweise

Erika Rammelt

Sehr geehrter Herr Anker,

genau am Vormittag des Heiligen Abends kam Ihr freundlicher Brief mit der wunderschönen Ebbser-Volksmusik-Platte ins Haus. Das war eine riesengroße Christkindlüberraschung! Ich möchte Ihnen – auch zugleich im Namen meiner Familie – recht herzlich danken für die große Freude, die Sie uns bereitet haben. Diese lieben vertrauten Klänge aus meinem lieben unvergessenen Ebbs haben uns das Weihnachtsfest vergoldet. Wie wir auch alljährlich die adventliche Schallplatte des von uns verehrten österreichischen Heimatdichters K.H. Waggerl mit Begeisterung hören, der aus seiner Jugend im Salzburger Land darauf erzählt, und wie auch die Schallplatten des Leipziger Thomanerchores immer bei uns erschallen, so wird diese schöne Ebbser Musik fortan unseren musikalisch- weihnachtlichen Plattenschatz bereichern. Den Dichter K.-H. Waggerl habe ich noch selbst kennengelernt damals, als ich Buchhändler-Lehrling war und er für den Insel-Verlag in Leipzig einen Vorlesungsabend veranstaltete. 1944/45 war ich dann im RAD auch in Wagrain im Pongau stationiert und habe sein Haus besichtigen dürfen. Ich habe später in den 60er Jahren sogar kurze Zeit im Briefwechsel mit ihm gestanden. Seine Bücher sind ein Schatz, und ich kann voller Stolz sagen, daß wir wohl alle seine Titel (z.T. sogar mit Autogramm) von ihm besitzen.

Aber ich schweife jetzt wohl vom Wesentlichen ab. Ich will zunächst Ihnen und Ihrer Familie einen guten glücklichen Start ins Neue Jahr wünschen. Ihre sehr netten freundlichen Zeilen haben mich erfreut und erleichtert. Hatte ich doch im Laufe der Zeit einige Bedenken bekommen, dass ich in meiner damaligen jugendlichen Beschreibung auch niemand hätte verletzen können.

Mit 18 Jahren schildert man im urwüchsigen Stil mit Sorglosigkeit und dem einen angeborenen Humor die Dinge des Lebens halt so, wie man sie fühlt und sieht. Wir waren ein übermütiges Völkchen, du „Ebbs“ blieb für mich immer mit „Jugend, Fröhlichkeit und Sorglosigkeit“ verbunden.

Heute bedenke ich manchmal, dass doch gerade zu jener Zeit so viel Krieg und Gewalt und Elend über die Menschheit hereingebrochen war. Dies alles ist einem in seiner ganzen Furchtbarkeit erst später richtig in vollem Umfang klar geworden. Aber auch hier bin ich schon wieder am Abschweifen.

Daß der Postwirt Ihr Nachbar ist, ist interessant. In der Wirtsstube hängen noch die Fotos von den beiden alten Wirtsleuten, so wie ich sie noch kenne. Ich habe andächtig davorgestanden. Unvergessen für mich bleiben die „Beuschelsuppen“ und der „Leberkäs“, den die Wirtin und die Cilli meisterhaft bereiteten. Nie wieder habe ich beides in der gleichen Qualität wiedergefunden. Ich habe Cilli im vorigen Jahr besucht, und wir haben viele liebe alte Erinnerungen austauschen können.

Interessant ist auch, daß Ihre Mutter den Herrn Achorner heiratete. Manchmal erscheint einem doch das Leben wie ein Roman, so ereignisreich und bunt.

Nun will ich noch etwas Interessantes berichten: Als ich mit meiner Bekannten (einer ebenfalls ehemaligen Ebbser Arbeitsmaid, die jetzt verwitwet in Radebeul bei Dresden lebt) im vorigen Jahr in Ebbs war, kamen wir mit dem Sohn des Schloßbesitzers Stadler ins Gespräch. Er war mit seiner Familie aus Kanada gekommen, um wohl in München seinen Doktor theol. zu machen. Sein Vater war verweist. Kurzum: wir schilderten unsere damalige RAD-Zeit, und dich erzählte, dass in meinen „Memoiren“ ich vieles aufgeschrieben habe. Er sagte, dass sein Vater an einer Ebbser Chronik (es handelt sich um eine Chronik des Schlosses Wagrain – nicht Ebbser Chronik-) arbeite, und er machte mir Mut, ihm eine Ablichtung meiner Aufzeichnungen zu senden. Ich tat dies. Zu meiner großen Freude schrieb mir Herr Stadler einen netten Brief, schickte einige Ablichtungen seiner noch in Arbeit befindlichen Chronik und schrieb wörtlich: (ich zitiere „Ich würde mich auch gerne persönlich

unterhalten. Wenn Sie wieder nach Ebbs kommen, so können Sie auch einige Tage als mein Gast auf Schloß Wagrain übernachten. Sie werden feststellen müssen, dass sich auch im Schloß einiges verändert hat.) ...“ Daß dieser Brief eine Sternstunde für mich bedeutete, brauch ich nicht extra zu erklären, nicht wahr?

Und so ist es nun beschlossene Sache, daß Ebbs vorprogrammiert ist für dieses Jahr, und zwar im Mai. Da Sie (hiermit seien Sie verehrter Herr Anker, für Ihre nette Einladung zu einem Gespräch bedankt) in den Sommerferien nicht in Ebbs sind, ist der Monat Mai gewiß günstig. Ich freue mich, Sie kennenzulernen und mit Ihnen über Ebbs sprechen zu können. Ob mein Mann mitfahren kann, wird von seinem Gesundheitszustand abhängen. Er kennt Ebbs nur von einem Kurzbesuch aus dem Jahr 1987, als uns Freunde aus Dornbirn/Vorarlberg die große Freude machten, uns dorthin zu fahren, um meinen Traum, Ebbs meinem Mann zu zeigen, zu erfüllen. Damals war Deutschland noch getrennt, und an einen Urlaub in Österreich nicht zu denken (in puncto Finanzen).

Auf jeden Fall werden wir wahrscheinlich beim Baumgartner (Hitscher) im Mühlal wohnen. Die Radebeuler „Arbeitsmaid“ wird wieder mitkommen, und wir freuen uns schon sehr. Im letzten Jahr haben wir kühnen „Alten“ den Pendling, die Naunspitze und das Stripsenjoch (Hütte) noch erklommen, und wir hoffen, daß wir’s auch diesmal wieder schaffen werden. Unvergeßlich war auch das Erleben der Passionsspiele in Erl im vorigen Jahr. Tief ergriffen und bewegt verläßt man nach diesem Spiel das Theatergebäude.

Noch zum Thema: Originalfotos von Ebbs. Da habe ich leider keine mehr. Vorhandenes war im „Memoirenwerk“ drin. Aber ich stehe noch mit einer ehemaligen „Maid“ in Verbindung. Sie wohnt in Aue (Erzgebirge), die damals viel fotografierte. Vielleicht hat sie noch etwas von früher. Sie war übrigens auch voriges Jahr beim Hitscher in Urlaub zur gleichen Zeit wie wir.

Ich möchte mich für heute verabschieden.

Mit herzlichen Grüßen, auch im Namen meines Mannes

Ihre Erika Rammelt

Aus den Memoiren von Erika Rammelt, Seite 129-162a und 170-185

"Trinkt Augen, was die Wimper hält vom goldnen Überfluss der Welt!" so hat Theodor Storm, der Dichter, einst voller Glück in die Welt hinaus gesungen. Und ebenso empfinde ich es jetzt an diesem strahlenden Aprilmorgen, da ich vor mir im satten Grün die saftigen Bergwiesen erblicke und darinnen, gleichsam wie ein vielfältig eingewebtes Muster, Dolde an Dolde, tausende von gelben Schlüsselblumen. Gelbgrün sind die Wiesen, wohin ich auch immer schaue. Ich möchte riesige Sträusse pflücken von diesem Gold in den Wiesen, doch bleiben alle meine Versuche kleine armselige Sträusslein. Die Freude über dieses Schauen des prächtigen Bergfrühlings lässt mich fast vergessen, wer ich bin, woher ich komme und wohin ich strebe. Es zersprengt mir fast mein kleines Grosstadtherz, und ich spüre es unbewusst, dass dieser Eindruck schlüsselblumengeschmückter Wiesen in dieser Bergwelt mir mein ganzes Leben lang unvergessen bleiben wird. Der Inn in seinem breiten Bette und die Festung Geroldseck stimmen mich andächtig. Nun wandern meine Füße den begonnenen Pfad entlang. Dass ich hier sein darf, jubelt es in mir, und ich danke dafür meinem lieben Gott, denn ich bin damals ganz gewiss, dass ich ihm allein dieses freundliche Ereignis zu verdanken habe. Ich bin an diesem Vormittag lange gewandert, habe mir kleine Zeichen am Wege gemerkt, denn ich durfte mich nicht verlaufen. Plötzlich blieb ich überrascht stehen. Lautes Orgelspiel dringt an mein Ohr. Ich erfuhr erst später dass die Orgel der Festung täglich mittags 12 Uhr ihr Spiel beginnt. Ich würde diese Orgel in der nächsten Zeit sehr bald wieder zuhören bekommen, wenn ich für vier Wochen lang in der Gärtnerei Wesely als Arbeitsmaid mithelfen werde. Doch davon weiss ich jetzt noch nichts. Inmitten all meiner Gedanken kommt mir auf einem Fahrrad eine Arbeitsmaid entgegen. Ich winke ihr, anzuhalten und frage, ob sie von Ebbs komme. Jawohl, es ist die Maria Scholz, die zum Wesely zur Arbeit fährt. Auch sie ist kugelrund und rotwangig und spricht einen zünftigen Trauensteiner Dialekt. Ich halte nun allmählich Kurs auf die Stadt zurück, und bin pünktlich vierzehn Uhr mit dem Bus nach Ebbs gefahren. Der Omnibus ist voller Menschen, und die Tiroler Mundart dringt aus allen Kehlen. Eine alte Frau verspricht mir, in Ebbs Bescheid zu sagen. "Zen RAD farscht ? Ui herjeger!" sagt sie, und das klingt, als ob sie mich bedauert. In Ebbs angekommen, verlasse ich das Auto und suche nun meinen Weg nach dem Schloss Wagrain. Ich wandere eine halbe Stunde lang durch die Wiesen, vorbei an einem kleinen Teich, und da sehe ich das Schloss schon liegen. Wieder begegne ich einer radelnden Arbeitsmaid und schliesse die Bekanntschaft mit Inge Klingner aus Berlin.

Wer würde in diesen Minuten der Begrüssung auch nur erahnen, dass Inge später einmal die Patentante meiner Tochter werden würde? Fern ist die Zukunft. Jetzt in diesem Augenblick zählt nur die Gegenwart. Wir stehen auf diesem schmalen Weg am Tümpel und Inge berichtet, dass sie ins Dorf fährt um Post zu holen, und dass es bis jetzt im Lager prima sei. Ich erfahre, dass erst fünf Maiden anwesend sind. Die anderen werden am 15. April erwartet. Inge radelt davon, und ich erklimme die Stufen zum Eingang. Ich trete durch ein hohes Tor auf einen grossen Vorplatz mit vielen Bäumen und einem Brunnen. Das Schloss liegt nun unmittelbar vor mir, und die hohe Eingangstür mit dem Rundbogen würde zum Eintreten einladen, wenn sie nicht verschlossen wäre. Nach vergeblichen Klinken stelle ich mein Köfferchen ab und marschiere um die nächste Hausecke. Irgendwo würde schon noch ein Eingang zu finden sein. Meine Schritte führen mich in ein kleines Nebenhaus welches, ich sofort als Waschküche erkenne. Drinnen sitzt am weissgescheuerten Rohholztisch eine dralle Maid im blauen Kleid und schreibt Briefe. "Martha Bickel aus Graben in Baden" stellt sie sich vor, und in dem breitesten schwäbischen Dialekt weist sie mir den Weg ins Schloss. Sie kennt das Geheimnis, die grosse Tür zu öffnen. Anstatt jedoch mich bis zur Lagerführerin

zu geleiten, verschwindet sie rasch zu ihren Briefen zurück, denn Freizeit ist knapp bemessen im Lager Ebbs.

Ich steige die Treppen immer höher und gelange schliesslich ins Zimmer von Fräulein Gisela Bertelsmann – Lagerführerin von Gottes Gnaden -. Guter Dinge und fidel stelle ich mich vor und rede die Gnädigste zugleich mit Du an, was mir ganz in Ordnung erscheint. Die Bertelsmann schaut mich an: Gross - schlank - hellblond - mit hervorstehenden Wangenknochen und stechenden Augen. Sie erscheint mir als ein sprechendes Symbol für die Hitlerische Herrenrasse, als ein charakteristisches Beispiel für ein Prachtweib von Glaube und Schönheit. Ich empfinde sofort, dass hier meine kameradschaftliche Munterkeit nicht am Platze ist. Ich werde sofort belehrt, dass Führerinnen mit "Sie" anzusprechen sind. Im übrigen heisst sie mich mit deutschem Gruss willkommen. Nach erledigten Formalitäten habe ich mich im obersten Stockwerk im Schlaftsaal 4 zu melden. Ich erklimme also weitere Höhen und befinde mich nun in einem langen Korridor mit vielen Türen. Ich bestaune einen riesengrossen buntbe-malten Bauernschrank mit einer Jahreszahl 1705. Dann gilt's, den Schlaftsaal 4 zu finden. Durch eine offenstehende Tür hindurch erspähe ich eine lange Arbeitsmaid, die sich Mühe gibt, mit Schrubber, Lappen und Eimer den Fussboden zu säubern. In der linken Ecke des schmalen Raumes befindet sich auf altarsähnlichen Stufen irgend ein Aufbau, den ich im Augenblick nicht näher betrachte. Im übrigen ist der Raum leer. Die Zimmerdecke ist gewölbt wie in einem Dom.

Die knieende Arbeitsmaid scheint erfreut über die Unterbrechung, die ich ihr mit meinem Eintritt biete. Ich frage sie, obwohl ich sofort erkenne, dass ich mich hier auf dem sogenannten "Örtchen" befinde, ob hier der Schlaftsaal 4 ist.

Diese Frage haut der Maid die Schrubberbürste aus der Hand. Sie verschluckt sich fast vor Lachen. Dies ist meine erste Begegnung mit Irmgard Zitzschke aus Berlin.

Der gesuchte Schlaftsaal befindet sich gleich neben dem Gewölbe, und ich werde als "Neue" freudig begrüsst. Ich bin heilfroh, am Ziel zu sein und sehe mich in meiner neuen Umgebung um.

Über das Schloss Wagrain wäre zu berichten, dass es Eigentum einer dicken Innsbrucker Matrone war, die die Regierung "ersucht" hatte, ihr Märchenschloss dem RAD zur Verfügung zu stellen. Ob sie als Schlossfrau dafür entlohnt wurde, entzieht sich meiner Kenntnis. Jetzt, in diesen späten Nachmittagsstunden des 8. April 1942 interessierten mich zunächst einmal meine Leidensgefährtinnen. Meine schrubbende Irmgard hatte sich nur schwer von ihrer Heiterkeit erholen können, die ihr meine Frage bereitet hatte. Sie hatte mich mit den übrigen Mädels bekannt gemacht, die auf ihren Betten hockten - Doppelstockbetten übrigens - und in ihren persönlichen Habseligkeiten kramten. Es war die Freistunde vor dem Abendessen. Die Stunde der freieren Form nach einem Tage angestraftter Disziplin. Ich lerne Gretel Schackmann aus Saarbrücken kennen, die eine unvergleichlich komische Mundart spricht, und die keck wie ein Kibitz draufloserzählt. Ilse Volze mit der Stubsnase und dem krausem Wuschelkopf stammt aus Frankfurt am Main. Schliesslich erspähte ich in einer Ecke noch eine etwas verkümmerte Maid - ein Bauernmädchen offenbar - , die sich durch ihr Schweigen und ihr etwas einfältiges Aussehen von den anderen unterschied. Es war Maria Rieger aus Bischofshofen.

Wir sind erst eine Art von Vorkommando, das im grossen ehrwürdigem Schloss erst einmal Fuss zu fassen hat. Noch habe ich meine Zivilkleider an, doch die werde ich sehr bald für lange Zeit ablegen müssen.

Jetzt gongt es mit gewichtigen Klängen durch das ganze Haus. Das Abendessen steht unmittelbar bevor. Wir versammeln uns im Speiseraum, und hier werde ich eingeweiht, dass man hinter seiner Stuhllehne stehend zu warten habe, bis der Führerinnenstab nach Rang und Würden zur Türe

eingetreten sei und erhobenen Hauptes an seinen Plätzen stehe. Ich hatte dagegen nichts einzuwenden und erwartete mit den anderen den Eintritt des Stabes. Die Bertelsmann betrat den Raum, kerzengerade, als hätte sie ein Lineal verschluckt und lief mit staksigen Schritten und hochoberer Nasenspitze an ihren Platz. Hinter ihr erschien die Wirtschaftsgehilfin, Fräulein Henkel. Sie war dunkelhaarig und adrett. Ihre Augen spähten flink und prüfend pausenlos in alle Ecken; und sie schien überall etwas zu suchen. Farblos und dicklich watschelte als Dritte im Bunde die Verwalterin Breyvogel hinterdrein.

Das Abendbrot verging. Dass sich keinerlei Kontakte von unserer Seite aus zur Bertelsmann hinknüpften, spürte ich sofort. Jedoch störte das mich wenig. Ich war entschlossen, diese Ebbser Zeit, die ich nun einmal hier zu verbringen hatte, in heiterer Kameradschaft mit den anderen Maiden zu verbringen, und mich nicht über Vorgesetztenallüren zu ärgern. Nach diesem Abendbrot konnte ich vor Müdigkeit kaum noch aus den Augen gucken, jedoch blieb mir auch an diesem Abend das sich täglich früh und abends wiederholende Zeremoniell des Fahnenappells nicht erspart. Unser kleiner Kreis umstand draussen auf den Brunnenplatz die Fahnenstange und nach einem Abendlied leierten zwei eigens zu diesem Ehrenposten erwählte Maiden das "heilige" Tuch herunter.

Traumlos und tief schlief ich auch diese Nacht wieder, diesmal zum ersten Mal auf dem Strohsack. Ich hatte mein heimatlich liebes Federbett nun mit drei Decken vertauschen müssen. Ich will nicht vergessen, zu erwähnen, dass ich anfangs eine obere Bettstatt erwählt hatte. Ich fand das lustiger und luftiger. Jedoch kam ich im Verlauf der Dinge rasch dahinter, dass man auf die Höhenlage lieber verzichten sollte, weil es sich unten viel besser Betten bauen lässt. Das kritische Auge der gestrengen Henkel erspähte sowieso jedes Fältchen und jede schiefe Kante. Sie verstand sich meisterhaft darauf jedes nicht exakt gebaute Bett mit sadistischer Freude wieder zu zerstören. Da wurden die Höhenschläfer erfahrungsgemäss viel öfter betroffen, als die Unterstufler. Diese Erfahrungen schöpfte man indessen erst im Laufe der kommenden Tage und Wochen. Man wurde klüger und konnte nach drei Wochen den später Ankommenden bereits mit etwas gönnerhafter Miene entgengetreten.

Am Morgen nach der Ankunft erwachte ich durch einen energischen Ruf, der sich in meinen Schlummer drängte: "Guten Morgen, aufstehen, Frühspurt!" Ich hatte wiederum nichts dagegen einzuwenden. Ich fand zwar die Bertelsmann urkomisch, da sie beim Ausatmen jedesmal wie eine Dampflokomotive zischte. Wir sollten mitzischen. Sie verkündete, dass wir uns nach dieser Übung eines gesteigerten Wohlbefindens erfreuen würden. Irmgards Miene entnahm ich, dass sich ihr Wohlbefinden wahrscheinlich wesentlich besser gestaltet hätte, wenn man sie noch eine halbe Stunde länger hätte schlafen lassen. Sie hüpfte resigniert den befohlenen Hampelmann und zischte beim Ausatmen überlaut, ihre Augen jedoch sprachen Bände.

Nach erfolgtem Frühstück folgte für mich das endgültige Abschiednehmen vom Privatleben. Man hatte mir aus der Kleiderkammer reichseigene Bekleidung überreicht und hatte mir bedeutet, dass ich meine Zivilkleider abzugeben hätte. Die beiden blauen Arbeitskleider waren lang bis zu den Knöcheln, und während die anderen Mädels sich zur täglichen Arbeit versammelten, trug ich mein neues Hab und Gut hinauf in den Schlafsaal 4 und begann mutterseelenallein mit meinen bescheidenen Nähkünsten die Säume einzunähen. Ich ahnungslose Seele wurde jedoch nach wenigen Minuten schon herunterkommandiert mit dem Bemerkten, dass zum Kleiderändern der Feierabend vorgesehen sei. Ich müsse an der Arbeitsbesprechung unbedingt teilnehmen. Mit langwallendem Kleid erschien ich also im Tagesraum, das rote Kopftuch auf den Hinterkopf drapiert, eine graue Schürze aus Drillichzeug umgegürtet und angetan in hohen schwarzen Schnürstiefeln. Es war eine reizende Maskerade. Ha, ha, ha, ha, freuten sich die anderen. Ich freute mich aus vollem Halse lachend mit. Die Bertelsmann klärte mich auf über die mir zugeteilte Aufgabe, für die

Verdunklung der hohen breiten Schlossfenster zu sorgen, die am oberen Ende eine halbkreisförmige Buchtung hatten. Na, heiliger Strohsack, da musste eine Leiter her! Pappe, Schere, Hammer, Nägel, Holzleisten, Papier und Bleistift. Es war eine zeitraubende Sache, allein diese Utensilien herbeizuschaffen, denn Material solcher Art war rar, in jenen Kriegsläufte.

Ich fing schliesslich am Nachmittag auch mal irgendwo und irgendwie an, an einem der zahlreichen hohen Fenster Mass zu nehmen. Auf dem Fussboden liegend - messend und zeichnend - schnippelnd und seufzend - verging dann der Rest des Tages und noch immer sahen am Abend die lieben Sternlein überall zu den hohen Fenstern herein. Man holte mich schliesslich zum Abendbrot. Ich hatte wohl den Gong gehört, jedoch nicht den rechten Mut gefasst, meine Werkstatt zu verlassen. Gar zu wenig war ich vorangekommen. Ich hatte ärgerliche Wut auf den ganzen Krempel. Die Henkel guckte aus schrägen Augenwinkeln mit ironisch gekräuselm Mundwerk und bemerkte, dass ich als "Verdunklungsminister" nicht sehr weit vorangekommen sei. Ich war nicht ehrgeizig. Ich freute mich über Irmgard, die mir in selbstloser Weise Kaloderma-Gelee anbot gegen meine armen aufgesprungenen schmerzenden Hände.

An diesem Tage war eine Neue angekommen. Sie hiess Käthe Kruse und stammte aus Hamburg. Sie wog 175 Pfund und wälzte sich durch die Räume. Kein Kleid passte ihr. Käthe sprengte die Nähte auseinander, und sie sah schliesslich in dem eigens für sie hergerichteten Gewande immer noch aus wie eine Leberwurst in der Pelle. Käthe war gutmütig und schien keinesfalls gewillt, ihren Gleichmut und ihr Phlegma durch dienstliche Befehle ins Wanken bringen zu lassen.

In den nächsten Tagen wirkte ich also als "Verdunklungsminister". Ich gewann mit der Zeit einige Übung im Anfertigen von Rahmen in Fenstergrösse. Darauf nagelte ich schwarzes Papier. Die Sache gelang so recht und schlecht, und abends wurden die also entstandenen Gebilde einfach ans Fenster gelehnt. Sicherlich hätten im Ernstfalle diese Gestelle das Schloss nicht vor dem Verderben gerettet, denn meine Arbeit erhob keinen Anspruch auf dichte Abschlössung aller Ritzen. Jedoch überflogen damals noch keine feindlichen Flieger unser Wagrain mit Vernichtungsabsichten. Wir Maiden im groben blauen Kleid blieben unangefochten und warteten auf die Neuen, die nun bald kommen sollten.

Ich hatte am dritten Tage meines Ebbser Aufenthaltes bereits die Ehre, Frühdienst zu machen. Das bedeutete, dass ich mit einer anderen Maid (in diesem Fall mit der bekloppten Maria Rieger) frühmorgens zeitig aufzustehen, und den anderen das Frühstück zuzubereiten hatte. Prosit Mahlzeit! Da fing das Drama schon an, indem Maria den Küchenschlüssel verlegt hatte den sie am Vorabend verwahren sollte. Was tun? Wir kletterten einfach durchs Fenster. Und nun hantierte nach gelungenem Einbruch die Maria am Küchenherd umher. Was mir an Haushaltkenntnissen fehlte, das hatte dieses Bauernmädchen aufzuweisen. Dafür wusste sie nicht, wo auf der Landkarte Berlin zu finden war, und sie hatte in ihrem Leben noch nie etwas über Goethe oder Lessing gehört. Aber auf diese geistigen Qualitäten kam es jetzt nicht an

Hier regierte der Kochlöffel, und Maria brachte eine Brennsuppe zustande, wie ich sie noch nie gegessen hatte, bestehend aus Griess, Wasser und Salz. Die anderen lobten dann beim Frühstück dieses Gebräu. Ich musste dieses Lob auf Maria ablenken, denn ohne sie hätten meine lieben Maiden die Zähne gehoben.

Die Bertelsmann prophezeite uns allen eine gründliche hausfrauliche Grundausbildung, ehe wir als Hilfe den Bauern zuteilt würden. Sie glaubte es uns Grosstadtmädchen sehr wohl, dass wir mancherlei Lücken aufzuweisen hätten, jedoch wir könnten uns darauf verlassen: dem würde abgeholfen! Als sie diesen Satz sagte, löffelte die Wirtschaftsgehilfin Henkel sadistisch lächelnd ihre Brennsuppe in sich hinein. Sie wusste sehr wohl, warum sie lächelte.

In diesen Tagen des kühlen Vorfrühlings war alles, was angeordnet wurde, noch zwanglos und gewissermassen "ins Unreine" zu erledigen. So, wie ich mich mit der Verdunkelung zu beschäftigen hatte, oblag Inge aus Berlin die Betreuung der Angora-Hasen. Sie hatte ihnen regelmässig Futter zu bringen und ihnen die Felle zu kämmen. Pech für die armen Tiere, denn Inge war energisch und verfügte über einen darben Sportlergriff. Alle Hasen hatten eine grausame Zeit zu überstehen, und sie mussten reichlich Haare lassen. Das Schicksal erlöste sie schliesslich durch einen raschen Tod. Nacheinander holte sie der Iltis in den Nächten, trotzdem wir die armen Tiere sicher unter Verschluss glaubten.

Die anderen Maiden teilten sich in den Haus- und Küchendienst. Es waren geruhsame Tage, und andeutungsweise erfuhren wir, dass "es bald aus einem anderen Loch pfeifen würde." Zunächst kamen Mitte April die Freiburger Mädchen, die jede für sich eine besondere Type darstellte: Lotti Milde, von Beruf Buffetfräulein. Sie war klein, unterernährt, hatte einen völlig schiefen Mund, ein lispelndes Kinderstimmchen und eine grünlich-blaue Gesichtsfarbe. Weiterhin Traudel Zumpe mit krausen schwarzen Negerlocken, von Beruf Friseurin. Sie war spindeldürr, sehr albern, und aus ihrem blassem Gesicht schauten zwei erschreckend grosse schwarze Augen in die Welt. Sie war geradenwegs aus den Armen ihres herzallerliebsten Verlobten Peter hierhergeeilt, um ihrer Einberufung zu folgen. Peter, das war der Inbegriff all ihrer Reden, und wir sollten diesen schlanken Bräutigam bald schon kennenlernen, da er seiner Braut sehnsuchtsvoll nach einigen Wochen gefolgt war um sie zu besuchen.

Ilse Seidel war die Dritte des Freiburger Quintetts. Waren die anderen schon blass und elend, so erschien Ilse Seidels Gesicht wie schneeweisses Briefpapier und von solch einer Durchsichtigkeit, dass die Bertelsmann den strikten Befehl gab, Ilse habe zu allen Mahlzeiten doppelte Portionen zu erhalten. Dieser Befehl wurde auch während ihrer ganzen Anwesenheit aufs gewissenhafteste ausgeführt. Ilse sorgte schon selbst für ihr Recht, denn sie konnte geradezu sagenhafte Mengen an Nahrung verschlingen.

Zu erwähnen bleiben nun noch eine lange dünne Bohnenstange, Marianne Metzger, die den Mund kaum auftat, und Lotte Rüdiger die sich viel Neckereien gefallen lassen musste, weil sie so zimperlich und eitel war. Wir schickten ihr später einmal im Päckchen eine tote Maus, fein säuberlich verpackt und weideten uns dann bei der Postverteilung an ihrem entsetzten Gekreische.

Diese Maiden waren also in unserem Schlosse eingezogen, und wir alten beschlossen, die neuen gebührend zu verulken. Wir trugen plötzlich alle die Haare hochgekämmt und verkündeten ihnen, dass dies vorgeschriebene Lagerfrisur sei, und sie also nun bitte ab sofort die Haare ebenfalls in dieser Form zu tragen hätten. Dieses Ansinnen wurde jeweils nach Temperament aufgenommen. Der Neger Traudel Lahmann sah geradezu wahnsinnig aus. Von den wirren Kräusellocken sprang die Hälfte aus den Haarklemmen heraus, und Traudel glich einem aufgeplatzten Polsterstuhl. Nur mühsam bewahrten wir unser ernstes Gesicht, und die Führerinnen von uns vorher eingeweiht, verbissen sich krampfhaft das Lachen.

Auf das Fensterbrett der Toilette hatten wir Zettel und Bleistift gelegt. Auf den bewussten Zettel sollte nun jede Maid die Dauer ihrer Sitzung eintragen und die Zahl der verbrauchten Stücke Klosettpapier vermerken. Mit präziser Genauigkeit hielten sich die Braven an diese Verordnung.

Am Abend hatten wir zwischen den Betten Wäscheleinen gespannt. Den Neuen hatten wir erklärt, sie hätten auf diese Leinen ihre ausgezogenen Klamotten zum Auslüften zu hängen. Beim Gute-Nacht-Sagen hätte eine von ihnen der Führerin zu melden: Schlafsaal 1 wäre mit 12 Maiden zum Schlafen bereit. Die Wäsche hängt zum Lüften auf der Leine.

Wer beschreibt unser Gaudium, als die diensteifrigen Sachsenmädchen solcherart allen unseren Anweisungen gewissenhaft nachkamen. Die drei Führerinnen verhielten sich mustergültig ernst, als sei dieses Narrenspiel tägliche Pflicht. Als wir den Opfern am nächsten Tag den ganzen Betrug entdeckten, lachten sie herzhaft mit uns mit.

Als Ende April 1942 die Masse der Neuen eintraf, wiederholten die Schlafsäle im einzelnen diese Posen, und des Gelächters war kein Ende. Mir gefielen am besten die hochgedrillten Frisuren, die manch einer ein Aussehen gaben, als seien sie ihre eigenen Grossmütter.

Zweiunddreissig und vier Kameradschaftsälteste, das war schliesslich der Personenstand des Lagers Ebbs, als alle vollzählig angereist waren. Und nun begann der scharfe Wind zu wehen, von dem die Bertelsmann uns bereits prophezeit hatte. Frühmorgens fünfuhrvierzig erfolgte der Weckruf, anschliessend war Frühsport angesetzt, bei dem nun sechsunddreissig Maiden nach vorschriftsmässiger Art und Weise Atem zu schöpfen hatten. Es klang, als wenn prustende Eisenbahnen einen Berg emporzufahren hätten. Ich war fürs erste dem Schlafsaal 1 zugeteilt, deren KÄ die Martha Bickel war, jener Maid, mit der ich am Tag meiner Anreise Bekanntschaft in der Waschküche gemacht hatte.

War der Frühsport beendet, gings zum Waschraum, der nicht gerade dem höchsten Stand der Hygiene entsprach. Ein einziger Wasserhahn versorgte die ganze Maidenschar mit Waschwasser. Auf Holzbänken reihten sich die Waschschüsseln aneinander, die man täglich mit äusserster Sorgfalt blankzuputzen hatte. Der Holzfussboden wurde niemals trocken.

Der Gong rief nach beendigter Waschprozedur Gross und Klein zum Fahnenappell, dem unvermeidlichen Akt "treuteutscher" Verbundenheit. Anschliessend eilte man zum Frühstück.

Jede Maid hatte ihre Nummer, nach der auch ihre Bekleidung gekennzeichnet war. Nummernweise erfolgte auch Früh- und Spätdienst.

Für mich war das Schönste das Singen. Mochte die Bertelsmann ein Rattengewitter sein, (wir hatten ihr übrigens den Namen "Rattenfänger von Hameln" gegeben, da sie aus Hameln stammte) jedenfalls konnte sie singen, das musste ihr der Neid lassen. Von ihr lernten wir vielerlei mehrstimmige und klangreiche oesterreichische Mundartlieder, die ich dann noch zwanzig Jahre später begeistert mit meiner Tochter sang. War das Singen zu Ende begann die Arbeitsbesprechung. Der Sinn der Grundschulung lag darin, dass jede Maid eine jede der fünf Arbeitsgruppen zu durchlaufen hatte so da war: Haus, Küche, Garten, Waschküche und Bügelstube. Ich war mit Irmgard in einer Gruppe, und wir liessen all die neuen Dinge gelassen über uns ergehen. Fräulein Henkel wachte mit Argusaugen über unseren Werken. Sie war von Boshaftigkeit besessen. Regelmässig fuhr sie mit einer Haarnadel in die Dielenritzen und meinte hämisch: "So, das nennen sie geputzt!" Auch bei den Appellen legte sie eine geradezu preussische Feldwebelart an den Tag. Die Waschschüsseln waren mit Abrazzo zu putzen und hatten makellos zu blitzen. Schuhe, Holzhocker, Kämmen, Uniformtaschen, alles liess sich die Henkel zeigen und scheuchte beim kleinsten Anlass die Maiden treppauf und treppab. Nun könnte man heutzutage annehmen, das uns solches Tun verärgert hätte. O nein, dem war nicht so! Wenn die Henkel die ersten aus der Reihe prüfte, spielte ich hinten im letzten Glied einen Rundfunkreporter und schilderte die Vorgänge des Appells in dramatisch-heiterster Weise, sodass die Umstehenden sich vor Lachen die Seiten hielten. Die Henkel spürte unsere Heiterkeit und übte dann die Rache des kleinen Mannes. Selbstverständlich fand sie genügend Mängel an unseren Schaubudenstücken, und wir schickten uns mit stoischer Miene drein, gemassregelt zu werden, was galts schon? Wir hatten abgeschaltet und unser "Ich" war daheimgelassen. Es war unantastbar. Mochte der Rattenfänger und die gestrenge Henkel unsere Zeit totschiessen. Wir hatten diese Zeit

ohnehin von unserem privaten Sein abgeschrieben und hatten uns entschlossen all dies mit Humor und guter Laune zu ertragen.

Es gab genügend Heiteres, das über das ganze RAD-Dasein gleichsam ausgeschüttet wurde wie Streuzucker über den Pfannkuchen.

Wir lebten inmitten der herrlichen Bergwelt, am Fusse des Kaisergebirges. Das Dorf Ebbs lag im Inntal sauber und blank eingebettet. Es hatte eine stattliche Kirche, ein Postamt, eine Gemischtwarenhandlung und zwei Gastwirtschaften. Mit seinen Einwohnern sollten wir bald bekanntwerden, denn unsere Aufgabe sollte darin bestehen, ihnen zu helfen im Haus, auf dem Feld und im Garten.

Doch vorerst galt es, uns genügend vorzubereiten, damit wir diese Aufgabe auch zufriedenstellend lösen konnten. Für mich begann dieser Ausbildungsreigen mit der Einteilung in die Waschküche. Gottlob war Irmgard mit von der Partie. Der unerfreulichen Tatsache, dass das Feuer unter dem Kessel nicht brennen wollte, mussten wir mit der Erkenntnis begegnen, dass uns keiner half, sondern uns wurde auf unsere Beanstandung hin ganz einfach erklärt, mit solchen Schwierigkeiten müsse man allein fertig werden. Wir sollten es doch einmal mit dem Ausrufen des Kessels versuchen. Nun hatte aus unserer Gruppe bislang noch niemand das harte Schicksal getroffen, einen Waschauskessel ausrufen zu müssen. Um so wuchtiger war für uns arme Würmer dieser Schlag. Die ganze Angelegenheit endete damit, dass alle sechs Maiden schwarz wie Kaminfeger und dem Heulen nahe um Schreckensort standen und sorgenvolle Stossgebete zum Himmel jagten. Noch kein Stück war gewaschen, und der Gong zum Essen liess sich bereits vernehmen. Kaltes Wasser und kriegsbedingte RIF-Seife halfen uns geschwärtzen Mädchen natürlich nicht zur Sauberkeit, und so erschienen wir recht kläglich zur Tafel. Doch jeder geht fehl in der Annahme, dass uns vielleicht das Essen nicht geschmeckt hätte. Es gab in all den Jahren nicht eine Stunde und nicht ein Ereignis, das uns hätte den Appetit nehmen können. Und so war für uns auch dieser Tag nicht so dunkel, als dass wir nicht wie die Scheunendrescher in unsere Knödel eingehauen hätten. Wir haben schliesslich noch einen brauchbaren Kessel zustande bekommen, und im Verlauf einer Woche ist dann auch tatsächlich die Wäsche gewaschen gewesen, die wir ganz im Gegensatz zu unserer Mütterwaschmethode, auf Holztischen draussen im Garten mit Bürsten geschrubbt haben.

Die nächste Station war die Küche. Dort war unser ärgster Feind die Uhr, weil diese ihre Zeiger unerbittlich vorwärts schob. Der Gedanke, dass vierzig Menschen auf Schmaus warten, den unsere ungeübten Hände in so kurzer Zeit zubereiten sollten, versetzte mich geradezu in Angstpsychosen, und all mein Humor nützte nichts. Diese zeitraubende langweilige Gemüseputzerei und das Kartoffelschälen hatte keineswegs etwas Erheiterndes. Mit Grauen erinnere ich mich an die Nudelfleckchen, die wir in lauwarmes Wasser geschüttet hatten, und die sich zugleich in furchterregende Klumpen zusammengeballt hatten. Sie wurden bei Tisch natürlich nicht wohlwollend aufgenommen, jedoch von den Maiden tapfer geschluckt. Machte doch jede noch selbst genug Schnitzer und freute sich über milde Beurteilung in eigener Sache. Anders der hohe Stab. Da gab es genügend zynische Sticheleien zu hören und allmählich umgab man sich mit dem vielzitierten dicken Elefantenfell.

Ein Ereignis jedoch wird mir immer schrecklich vor Augen bleiben. Wir hatten in der Grundschulung gelernt, dass Schiffsköche im Falle einer angebrannten Mahlzeit den glühenden Feuerhaken in den Kessel halten, der den angebrannten Geschmack herausziehen soll. Und wie des Lebens Tücke so spielt, es brannte uns der Gemüseintopf heftig an. Wir wandten das Gelernte an und versuchten es also mit dem Feuerhaken. Eifrig wurde er mit Sandpapier abgerieben, dann mit heissem Wasser gereinigt und schliesslich andächtig in die Glut gehalten. Zischend tauchten wir ihn in das Eintopfgebräu. Die feierliche Stille der ängstlichen Maiden erinnerte mich stark an eine

Alchimistenküche, nur erwarteten wir grusend an Stelle von Gold ein wohlschmeckendes Essen. Als wir schliesslich kosteten, verwandelte sich unsere zuversichtliche Miene in eine furchterregende Grimasse. Diese Mahlzeit war nicht mehr, zu geniessen, und auch dem Gutwilligsten musste sich der Magen umdrehen. Das war ein schwarzer Tag, und die Henkel in ihrer Spottlust hatte Stoff für viele Wochen. Nur zögernd gab sie aus ihrer Speisekammer Griess zu einem neuen Essen, denn ganz ohne Speisung konnte man ja schliesslich nicht bleiben.

Bei der Einteilung im Hausdienst hatten wir für gründliche Reinigung der riesigen Schlossräume zu sorgen. Das war ein "weites Feld". Ich plagte mich mit übermannshohen Fenstern herum, die ich mit Zeitungspapier zu reinigen hatte. An Bertelmanns hohen Kachelofen zog ich mir eine Brandwunde zu, die ich noch jahrelang später vorweisen konnte. Das munterste Erlebnis im Hausputzdienst bot uns Susi Völkers, die den endlos langen Korridor zu schrubben hatte, und die der Einfachheit halber im hohen Schwall gleich den ganzen Wassereimer entleerte, so wie es die Matrosen auf einen Schiffsdeck zu tun pflegen. Susi war der Meinung gewesen, Hauptsache der Fussboden weist Nässe auf. Die Henkel hat sie gehörig eines besseren belehrt, natürlich nicht ohne die Frage zu unterlassen, ob sie es wohl daheim in Wiesbaden auch so tun würde. Da Susi, als Kind eines Professors, einer sehr gepflegten Familie entstammte wies sie diese unsachlichen Anwürfe natürlich zurück, sowie wir alle überhaupt es sehr gemein fanden, unsere Mütter zuweilen so hämisch angegriffen zu sehen.

Es gab dann noch eine Ausbildung in Gartenarbeit, die wir sehr vergnüglich fanden, weil wir den lieben Sonnenschein nach Herzenslust geniessen konnten, und weil wir dabei mitten in Gottes herrlichster Bergwelt sassen.

Als letztes traf mich dann die Gruppe Bügelstube. Dort galt es, die gewaschene Wäsche schrankfertig zu besorgen. Viel konnte dabei nicht schief gehen. Es war für meine Begriffe geistlos, jedoch wären wir nicht die "dufte Truppe" gewesen, wenn es auch nicht dort genug zu lachen gegeben hätte.

Bevor noch die Grundausbildung zu Ende ging, kam Pfingsten heran, und es war uns bereits angekündigt worden, dass eine zünftige Bergtour starten sollte. Erwartungsvoll schmierten wir die Stiefeln mit Fett ein und überprüften die Nägel an den Sohlen. Die Rucksäcke wurden gepackt, und der Wettergott wurde um freundliche Stimmung gebeten. Er hat wohl so vielen guten Wünschen der wanderlustigen Maiden nicht widerstehen können, denn die Pfingsttage waren so warm und sonenüberflutet, dass wir wohl zufrieden sein konnten. Hoch und höher klotzten wir, die Häuser und Gassen allmählich weit unter uns zurücklassend. Das war schon ein hartes Stück Arbeit, und wir lernten damals, dass die Berge es einem nicht leicht machen, das Glück des Gipfels zu erkämpfen. Ströme von Schweiß mussten wir vergiessen, und es dauerte nicht lange, dass sich Stimmen meldeten, die über Durst, Müdigkeit, Hitze und Blasen an den Füßen klagten. "Stöhnt ihr nur", sagte der Berg. "Umsonst ist nichts auf dieser Welt. Jetzt habt ihr Seitenstechen und Sonnenbrand. Aber bald werdet ihr die Plagen vergessen haben, wenn ihr die Herrlichkeit der Natur schauen dürft! Dort oben auf der Gipfelhöhe werdet ihr schauen, was ihr noch nie gesehen." Und so geschah es. Die Nauenspitze war erstiegen, und unter uns lagen Häuser, Wiesen und Felder und Wälder wie winzige Spielzeuge aufgebaut. Das silberne Band des Inn-Flusses flocht sich durch die maiengrüne Welt. Ich musste ganz still abseits von den anderen vor diesem Wunder der Erhabenheit stehen und laut sagen: Lieber Gott, ich danke dir, dass du mich dieses erleben lässt.

In der Vorderkaiserfelden-Hütte wurde erste wohlverdiente Rast gehalten. Schliesslich waren wir Stunden tapfer bergauf gestiegen. Für eine kleine unverwüstliche Gruppe von Gipfelstürmern begann dann ein erneuter Aufstieg zur benachbarten 2100 m hohen Pyramidenspitze, nachdem in der Hütte unser Bärenhunger gestillt worden war. Unsere kleine Truppe bestand aus nur sechs Maiden und der Bertelsmann. Alle anderen zogen es vor, gemächlich die Hechenleitner-Alm anzusteuern, in der wir dann abends im Heustadel zu übernachten gedachten. Der Nachmittag war unterdessen

fortgeschritten, und wir sechs von der Erstürmungsbrigade kannten keine Hindernisse, bis wir erneut auf dem Bergesgipfel standen und Sonne, Wind und Wolken genossen. Wir schrieben einen zünftigen Spruch ins Gipfelbuch ein, und dann begann der Abstieg.

Nun sollten wir erfahren, dass im Hochgebirge der Anstieg wesentlich leichter ist als der Abstieg, eine Tatsache von der man sich als Laie nur schwer überzeugen lassen will. Nach kurzer Zeit zitterten uns bereits die Knie beachtlich, ausserdem wurden die Schatten länger, und der Abend kam heran. Unser "Rattenfänger" begann unruhig hin und her zu schauen, und auch uns kam der schmale Wegsaum recht merkwürdig vor. Unter einem Felsvorsprung sahen wir tief unter uns die Hechenleitner-Alm liegen, das Dach von der Abendsonne vergoldet. Und nun tat die Bertelsmann in ihrer Unkenntnis des Geländes das Verkehrteste, was nur immer sie tun konnte: sie deutete auf die Alm und verkündete, dass wir nun einfach der Nase nach in dieser Richtung bergab klettern wollten.

Gesagt, getan! Anfänglich schien ihr Plan ganz brauchbar. Wir kletterten hintereinander die steile Wand bergab, uns am Latschengestrüpp festklammernd. Latschen sind mit wenig Felsenboden sich ernährende Hochgebirgspflanzen, die sich so zäh mit ihren Wurzeln tief im Boden festsaugen, dass ein Mensch sich getrost an ihnen festklammern kann. Er wird niemals abstürzen.

Gefährlich aber war die Steile der Bergwand. Man kam ins Gleiten, und rutschend schlitterte man in ziemlich hoher Geschwindigkeit abwärts. Bertelsmann ging als erste, dann folgte ich. Da die uns nachfolgenden weit über uns waren, und sich bei jedem ihrer Schritte Steingeröll löste wurde der Abstieg allmählich ziemlich gefährlich, und wir mussten uns möglichst ganz dicht an die Bergwand schmiegen, um keinen Stein abzubekommen. Unser Rattenfänger schaute nach oben, um zu sehen, ob noch alle unbeschadet dabei seien, da traf sie mit Wucht ein Stein ins Gesicht, und sie begann sofort heftig zu bluten. Nase und Lippe waren getroffen, und in wenigen Minuten war die ganze Visage angeschwollen und entstellt. Jedoch konnten wir uns lange Verzögerungen nicht erlauben, und unerbittlich ging die Kletterei abwärts. Und nun geschah etwas, was mich noch heute das Blut gefrieren lässt: Durch die Steile der Bergwand hatte unser Abstieg eine bedrohliche Geschwindigkeit angenommen. Die Beine gehorchten uns nicht mehr. Plötzlich vernahm ich von meiner vor mir kletternden Partnerin Bertelsmann einen durchdringenden Schrei: "Halt!" Ich konnte aber nicht halten, denn ich kollerte mit Händen und Füßen die Wand abwärts, und der Schwung riss mich immer weiter nach unten. Ich sah noch, dass der "Rattenfänger" auf einem kleinen kreisrunden Rasenfleckchen stand, die Hand nach mir kullerndem Menschenbündel ausstreckte, und mich mit übermenschlicher Kraft nach hinten riss. So jäh in meiner Raserei unterbrochen, bemerkte ich erst, dass vor mir ein riesiger schluchtähnlicher Abgrund ins Bodenlose sich auftat, der mich um Haaresbreite für immer und ewig verschlungen hätte. Hier konnte keines Menschen Fuss mehr gehen, und weh dem, der in diese Hölle hinabgeschleudert worden wäre!

Auf dieses Alarmsignal hin hatten die anderen in ihrem Abstieg inne gehalten. Noch sahen sie die Gefahr nicht, in der wir schwebten. Der "Rattenfänger" und ich zitterten am ganzen Leibe, und die anderen stellten fest, dass wir beide einer weissen Kalkwand glichen. Die Kräfte verliessen mich, und ich musste mich setzen. Der furchtbare Gedanke durchschoss mein Hirn, dass diese Bergtour beinahe damit geendet hätte, dass meine Eltern in Leipzig hätten erfahren müssen, dass ihr Mucksch in den Bergen des Wilden Kaisers umgekommen wäre. Der Bertelsmann wäre die Verantwortung für ein Menschenleben wohl auch für ihr ganzes Leben nicht von der Seele gewichen.

Wir mussten zunächst den ganzen steilen Berg wieder hinan, und die Nacht brach über uns herein. Wir wussten weder Weg noch Steg, waren von den Strapazen des Tages und dem soeben ausgestandenen Schrecken völlig erschöpft und hatten keine Ahnung, wie dieses Abenteuer noch enden sollte. Tief unten hörten wir das Rauschen eines Baches. Dort musste doch auch irgendwo ein Weg sein. Der Mond beschien ein Häuflein ratloser taumelnder Maiden, die sich nach einem

bescheidenen Strohlager sehnten, und sich nun vorsichtig Meter um Meter abwärts tasteten. Wir sind in dieser Nacht nach vielen Verirrungen schliesslich doch noch auf unserer Alm gelandet. Ängstlich hatte man uns dort bereits erwartet. Müde und zerschlagene Krieger aus einer Schlacht können nicht erbarmungswürdiger ausgesehen haben. Das Rattenfängergesicht glich einer schaurigen Maske. Der Steinschlag hatte sie übel zugerichtet. Wir betteten unsere todmüden Häupter ins Stroh und schiefen traumlos, bis uns ein neuer lachender Maimorgen weckte.

Einige Hinkelbeine hatten mit Fussblasen und verrenkten Gliedern zu kämpfen, und unsere fürsorgliche Henkel hatte an diesem Morgen Samariterdienste zu leisten, was ihr auch dank ihres überdimensionalen Rot-Kreuz-Kastens bestens gelang. Die strapazierte Nase der Bertelsmann glänzte geschwollen und rosenrot im Sonnenlicht. Heilende Salben waren fachkundig draufgekleistert worden.

Und nun ging's mit neuen Kräften wieder aufwärts bis zur Stripsenjoch-Hütte. Das Stripsenjoch ist die Perle des Wilden Kaisers. Hier galt es wiederum zu schauen, was die Augen nur einfangen konnten. Die Berge in ihrer ewigen und unbeweglichen Majestät standen in steinerner und schneebegipfelter Starre im Gegensatz zu dem gründenden und lebendigen Maientag. Ich musste wieder für mich allein sein, um dieses ganz zu begreifen. Ich setzte mich hochhinauf an ein Stücklein Felsen und schaute weit ins Land. Um mich herum standen die Bergriesen, über mir der Himmel in seiner geheimnisvollen Unendlichkeit, tief unter mir das Menschenland. Ich war in dieser köstlichen Stunde durchdrungen von einer unendlichen Glückseligkeit.

Meine Gefährtinnen waren indessen zu einem stärkenden Mahle in die Hütte eingekehrt. Wenn sie mich nur hier sitzen lassen wollten! Ich wollte gern auf alle Gastmähler der Welt verzichten um diesen Preis seligster Träumereien. Der Himmel war barmherzig, sie liessen mich allein. Und ich war ihnen von Herzen dankbar dafür.

Nach dem Mittagessen erlebten wir noch eine recht vergnügte Stunde in der Hütte. Handfeste Tiroler Buam boten waschechte Schnadahüpferln, jodelten nach allen Regeln der Kunst und überboten sich gegenseitig an Schuhplatteln. Für uns Tieflandgeschöpfe waren dies völlig neue Eindrücke, und mir kam ganz ungewollt der Vergleich in den Sinn, wie es wohl aussehen wollte, wenn Leute wie die Klara Seifert oder der Otto Kase wohl solcher "Sportarten" frönen würden. Dieser Menschenschlag des Hochgebirges ist ein ganz-anderer als unserer. Gesellig, von urwüchsig-derben, aber herzerfrischem Humor, ist er keinem Menschen fremd, der sich guten Willens an seinen Tisch setzt. Droben auf dem Berg ist jeder des anderen Kamerad und hilfsbereiter Gesell, das habe ich später in jenen Jahren noch öfters erfahren dürfen.

In den Nachmittagsstunden erfolgte der Abschied von der Hütte und der Abstieg. Tiefer und tiefer kamen wir zu Tale, und bei kurzen Rasten spürten wir, wie erbärmlich uns die Beine zitterten. Wir kamen uns vor wie tatterige Tapergreise. Die Sonne hatte uns recht verbrannt, sodass einige bereits Negerinnen glichen. Ich für meine Person ahnte nichts Gutes, denn ich spürte bereits ein unheilverkündendes Brennen an Gesicht, Armen und Beinen. Den Sonnenbrand, der sich dann schliesslich einstellte, werde ich nie vergessen. Er übertraf alles bisher erlebte.

Nach unserer Rückkehr ins Schloss Wagrain waren wir uns alle einig, dass diese pfingstliche Bergpartie unvergesslich bleiben würde das ganze Leben lang.

Wochentags abends oder an gewöhnlichen Sonntagen begnügten wir uns mit kleineren Spaziergängen in die sehr reizvolle Umgebung von Ebbs. Bei einer Wanderung nach Oberaudorf begegneten wir einem feierlichen Leichenzug. Die Leidtragenden hatten ihre heimischen Trachten angetan. Voran der katholische Priester im Ornat, hinter ihn weiss-rot gekleidete Chorknaben in einem für uns lachhaften Habit. Wir hatten solche buntberockten Buben noch nie gesehen. Das

Ganze kam uns vor wie ein Fastnachtsumzug; erst die tieftraurigen schwarzgekleideten Hinterbliebenen liessen unser Gelächter verstummen. Ich für mein Teil schämte mich sogar ein bisschen.

Aber wir waren ja jung, wir lebten, und unsere Stunde des Abschieds von dieser Welt war ja wohl gottlob noch unübersehbar weit entfernt. Friede also den Gebeinen des armen Verblichenen! Wir wanderten weiter und erfreuten uns der herrlichen Welt, in die wir hier mitten hineingestellt worden waren. Wir hielten Rast an einem Wiesenrain, und ich erschrak plötzlich fürchterlich vor einem grossen schwarzschillernden Mistkäfer, der frech über mein Bein wanderte. Die Henkel gewährte dies in einiger Entfernung, und am selben Abend beim Gute-Nacht-Sagen setzte sie mir heimtückisch ein Riesenungetüm von derselben Käfergattung aufs Nachthemd. Halb wahnsinnig vor Schreck sprang ich aus dem Bett, raste barfüssig den langen Korridor entlang, um schliesslich herzklopfend zu meinem Bett zurückzuschleichen. Die Henkel stand grinsend an meiner Bettstatt und wies mit ausgestreckter Hand gleich einem Erzengel in Richtung Waschraum. Ich hatte begreiflicherweise kohlschwarze Fussohlen von meinem Ausflug bekommen. Ich zog also ab, um die Füsse zu scheuern. Als ich dann strahlend sauber zurückkehrte, fand ich mein Bett völlig ausgeräumt. Hatte doch das Teufelsweib veranlasst, dass man mir alle Bretter aus dem Bett ziehen sollte. Die Matratzen und Decken waren ausgeräumt und versteckt worden, sodass ich arme Seele nun erst in allen Schlafsälen mühsam meine sieben Sachen zusammensuchen musste. Mein Kopfpolster fand ich erst am anderen Tag völlig verstaubt auf einem riesighohen geschnitzten Bauernschrank, der mit vielen Blümchen und bunten Engelchen bemalt, auf dem Korridor sein Dasein fristete. Au, Backe, da bekam natürlich der Hausdienst sogleich etwas auf die Weste, denn so viel Staub auf einem Schrank, das war Wasser auf Henkels Mühle! Seit dem beguckte sie sich gerade diesen Schrank bei jeder Durchsicht ganz besonders gründlich.

Das Schloss Wagrain glich einem verwunschenem Märchenschloss inmitten von hügeligen Wiesen und Weiden. Inwendig waren die Räume erfüllt von unserer übermütigen Jugend. Wir hatten Besitz von seiner alten ehrwürdigen Majestät ergriffen. Wir arbeiteten sehr und intensiv, wir sangen, wir lachten, wir waren fröhlich oder auch müde. Wir hatten mitunter auch Kummer oder Heimweh. Die Tage liefen ins Land wie der kleine Mühlbichlerbach draussen in der Wiese. Wenn ich zum Fenster hinaussah, sah ich ausser den Bergen, Bäumen, Wolken und Blumen immer auch dich, du kleiner, flinker, heller Bach. Ich sah, wie du deinen Weg nahmst und den ganzen lieben langen Tag dein rauschendes Liedchen sangst. Forellen hatten in deinem klaren Wasser ihre Heimat. Der Bauer fing manchmal eine mit seiner blossen Hand, wie er uns staunenden Maiden erzählte. Weiter drunten im Tal überstürzten sich plötzlich deine Wasser, weil das Land jäh abfiel, und da gab es einen lustigen silbernen Schaum, den man weithinein sehen konnte. Ich liebte so sehr deine fröhliche Lebendigkeit, vielleicht weil ich damals selbst ein lebendiges junges Menschenkind war.

Mittlerweile waren wir, dank der Meisterausbildung unserer hochlöblichen Führerinnen, imstande, unserer eigentlichen Bestimmung, in den Aussendienst geschickt zu werden, nachzugehen. Die Bäuerinnen warteten bereits auf ihre Maiden, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten. Es kam der feierliche Augenblick, an dem wir erwartungsvoll der Verlesung harreten, die uns den Namen des Bauernhofes verkünden sollte, dem wir zugewiesen werden sollten. Jede von uns nahm gewissermassen ihr Schicksal für die nächsten vier Wochen in Empfang. Vergeblich wartete ich auf meinen Namen, und mit der grössten Enttäuschung musste ich mich damit abfinden, dass ich nicht für das Paradies der goldenen Freiheit vorgesehen war. Ich war also nicht für würdig befunden, meinen Tatendrang an den Tiroler Bauernhöfen zur Schau stellen zu dürfen. Grosse dicke Tränen kollerten über mein Gesicht, als hätte mich ein harter Schicksalsschlag getroffen. Sogar Irmgard und Inge hatten einen Aussendienst erwischt.

Vielleicht hatten den hohen Stab meine Tränen erbarmt, denn nach zwei Tagen wurde mir beim Morgenappell bedeutet, dass ich zu Bindermeister Mosers Frau zu gehen hätte, um ihr in Haushalt zu helfen, o, wie schien da für mich die Sonne! Ich beschloss, mein Bestes zu tun, um Frau Moser nicht zu enttäuschen. Erwartungsvoll und abenteuerlustig startete ich mit Käthe Krüse und Irmgard die den gleichen Weg hatten.

Das Binderhäusel lag an der Hauptstrasse. Sauber und adrett wie es ausschaute, waren auch seine Einwohner. Frau Moser, eine nette junge Frau mit drei Kindern, deren Mann im Felde war, erwartete mich bereits. Mich umgab eine angenehme Arbeitsatmosphäre. Ich musste viel Wäsche waschen. Dazu wurde ein Kessel draussen im Garten angeheizt, die Wäsche darin abgekocht, und ich durfte auch im Garten waschen. Da Waschmaschinen in jenen Tiroler Bergdörfern noch völlig unbekannt waren, schrubbte ich redlich Stück für Stück mit einer Wurzelbürste auf einem Holztisch. Zum Spülen fuhr ich die Wäsche mit der Schubkarre zum Bach. Mit völlig durchnässter Schürze kehrte ich dann, mehr oder weniger an den Bauch frierend, zurück, und jedesmal prophezeite mir die Moserin für die Zukunft einen "versoffenen" Mann, weil ich mich so nass gemanscht hatte.

Im Moserstübel durfte ich die Wäsche dann bügeln. Das Bügeleisen "biss"! Das bedeutete, dass es einen empfindlich elektrisierte, wenn man nicht am Holzgriff blieb. Mit der Zeit gewöhnte man sich daran. An manchen Tagen stopfte ich Kindersocken am laufenden Band oder jätete Unkraut von den Beeten. Am Wochenende war regelmässig grosser Hausputz. Ich scheuerte mit Begeisterung, auf den Knien, die hellen Rohholzfussböden, die Meter um Meter sich unter meinen Händen in eine strahlend helle Fläche verwandelten. Ich putzte die Fenster oder spülte Geschirr, ich half beim Essenvorbereiten oder erzählte den Kindern Geschichten.

"Du bist a braves fleissig's Dirndl!" sagte die Moserin und war des Lobes voll über die Maid aus der Grosstadt, die so fleissig war.

Als ich eines Tages sogar mit Oel- und Leimfarbe der Küche zu Leibe rückte, da kannten ihre Begeisterungshymnen keine Grenzen mehr. Ich durfte zur Belohnung ihre alte kostbare Volkstracht anprobieren, die mir sehr gut stand. Hold errötend gestand sie mir, dass sie am Tage ihrer Trauung ihren Trachtenhut noch tragen durfte, während ihre Schwester ohne Hut zum Traualtar zu gehen hatte!

Dass bei der Moserin das Essen wohlschmeckend und reichlich war, versteht sich. Die Kinder waren manierlich und gut erzogen und mochten die Arbeitsmaid Erika wohl leiden. In der Stube der Moserin prangte ein Wandspruch: „Beklage nie den Morgen, der Müh und Arbeit gibt. Es ist so schön zu sorgen, für Menschen, die man liebt.“ Ach, ich fand das wohl ein bisschen kitschig, aber ich ertappte mich doch zuweilen dabei, dass ich ganz im Stillen mir auch wünschte, für meine Lieben sorgen zu dürfen. In welcher weiter Ferne mochten solche Erfüllungen wohl liegen? Wir schrieben 1942 und ich zählte 18 Lenze. Krieg tobte in der Welt, ich aber lebte hier inmitten der Bergwelt, wohlumsorgt und friedlich, und das erschien mir wie eine Gnade. Nach unerkennbaren Gesetzen würde sich auch mein zukünftiges Leben gestalten, man musste nur Geduld haben.

Als ich eines Nachmittags bei Mosers im Garten arbeitete und der Feierabend nicht mehr fern war, sah ich Maria Scholz auf dem Rad die Strasse entlangfahren. Sie stoppte am Zaun und rief mir zu: „Heute abend fahren wir in Urlaub!“ Ich klapperte mit meinen Holzpantinen so rasch zum Zaun, dass ich mir fast den Fuss verknaxte, doch von Maria war nichts mehr zu sehen. Sie war schon auf dem Weg, um der nächsten Maid die frohe Kunde zu bringen. Urlaub! Ein kaum zu erfassendes Glücksgefühl durchströmte meine Adern. Das konnte doch nur ein Traum sein! Ich würde wohl gleich erwachen und auf meinem Strohsack im Lager liegen. Ich kniff mich kräftig in Wangen und Arme. Ich war hellwach, und morgen früh würde ich daheim bei meinen Lieben an die Türe klopfen.

Wie konnte sich bloss um Gottes Willen solch ein Ereignis so urplötzlich ohne unser Wissen vorbereitet haben? Ich stand vor einem Rätsel.

Ins Lager zurückgekehrt, erfuhren wir, dass bis zur Abfahrt des Zuges von Kufstein nur noch vier Stunden Zeit waren. Davon benötigten wir zwei Stunden, um den Weg zum Bahnhof zurückzulegen, da zu so später Stunde kein Omnibus mehr fuhr. Eine volle Stunde verging ausserdem mit Abendbrot, Waschen, Umziehen und Uniformaufbügeln, und als wir aufatmend endlich glaubten, zum Aufbruch rüsten zu dürfen, erklang der Lagergong, und wir erlebten eine unvorstellbare Gemeinheit, die sich unser Rattenfänger ausgedacht hatte. Ich grüble noch heute nach 26 Jahren über den Grund einer solchen Tücke nach. Ob sie vielleicht Freude empfand, uns Salz in unsere Freude zu streuen?

Sie hatte jedenfalls sämtliches Schuhwerk aus allen Schuhfächern wahllos auf den Fussboden verstreut. Da nun jede Maid laut Verzeichnis 6 Paar Schuh in Besitz hatte, kann man sich das heillose Durcheinander vorstellen, das nun eintrat, als auf engstem Raum vierzig Maiden sich bemühten ihr Eigentum herauszufinden und wieder einzuordnen. Man stiess mit Köpfen und Gliedmassen zusammen, trat sich auf die Zehen, suchte krampfhaft und verbissen sein Schuhwerk zusammen und war übergücklich, wenn man einen Schuh gefunden hatte. In dieser Weise hatte seinerzeit Till Eulenspiegel seinen Mitbürgern übelsten Streich gespielt, nur mit dem Unterschied, dass diese nicht Urlaubsfreude im Herzen gehabt hatten.

Für uns endete dieses makabre Schauspiel damit, dass wir, vor Aufregung zitternd und erschöpft schliesslich das Lagertor verliessen und die acht Kilometer bis Kufstein rennend und stolpernd zurücklegten. Atemlos und völlig ausgelaugt erreichten wir den Bahnhof. Die Zuletztangekommene sprang buchstäblich noch auf das Trittbrett der bereits im Anfahren begriffenen Eisenbahn. Die herzkrankte Christa Zastrow, eine angehende Medizinstudentin aus Freiberg, hat damals einen Schaden fürs ganze Leben davongetragen.

Nach ermüdender Nachtfahrt kehrte ich völlig überraschend heim. Die Eltern und Günter trauten ihren Augen nicht, und sie mussten sich nun ihrerseits in die Wangen kneifen, um zu begreifen, dass ihr Muckschepucksch in voller Grösse vor der Türe stand. Vier ganze lange Tage war ich nun daheim. Vier Nächte durfte ich im eigenen Federbett schlafen. Mutter kochte alles, wonach mir der Sinn stand. Ich aber hatte zu erzählen von all den Ebbser Erlebnissen der letzten Wochen.

Wie alles Schöne im Leben, verflogen auch diese köstlichen Tage nur all zu rasch, und es hiess für mich wieder Koffer packen. Abschied am Bahnhof, Winken, Rollen der Räder, gute Ratschläge vonseiten der Mutter - ich flog abermals in die Welt hinaus, diesmal zu bekanntem Ziel, und ich freute mich wieder aufs Schloss Wagrain.

Im Lager eingetroffen, wehte der Wind sofort wieder mit steifer Brise. Der hohe Stab gab sich alle Mühe, den flatternden und erlebnisgeladenen Gemütern dienstlichen Ernst beizubringen. Es gelang nur schwer, denn allzuviel gab es zu erzählen, und wir liessen uns nur ungern wieder einfangen. Irmgard, Susi, Ruth und ich, wir vier Unzertrennlichen kletterten an jedem Feierabend auf den Hügel, auf dem die Nikolauskapelle stand, legten uns ins Gras, genossen das Nichtstun, träumten von Daheim, und erlebten im Innern noch einmal die jüngst vergangenen Urlaubsstunden. Zwei Welten hatten sich krass begegnet. Die eine Welt des freien Willens und der eigenen Entscheidungen hatte wieder zurückgelassen werden müssen, dafür war man wieder eingeordnet worden in die Welt der Strenge und Unterordnung. Ich kann nicht sagen, dass mir dieser blinde preussische Gehorsam besonders gut gefiel. Hier gab es nur eines: abschalten, und versuchen, diese Zeit mit möglichst viel Humor und innerem Unbeteiligtsein zu überstehen. Ein guter Ausgleich war das Verweilen auf diesem schönen Fleckchen Erde. Schon Abendstunden wie diese versöhnten und liessen einen völlig

eins sein mit der Natur und dem Kosmos überhaupt. Dies empfanden auch meine Gefährtinnen, die gleich mir diese stillen Stunden wie eine Kostbarkeit empfanden.

Wenige Tage nach dem Heimaturlaub war Aussendienstwechsel. Ich erhielt die Stelle beim Gradlwirt in Niederndorf, und zwar gemeinsam mit Maria Rieger. Maria wurde zur Feldarbeit eingeteilt, und mir als Stadtdirndl oblag die Haus und Gartenarbeit. Die Gradlwirtin galt als sehr launisch und wetterwendisch, und man prophezeite uns keine rosige Zeit. Mich berührten solche Prognosen wenig, denn ich vertraute meinem Naturell, das mich bisher noch nicht im Stich gelassen hatte. Auch die Gradlwirtin würde es gewiss nicht fertigbringen, mir mein seelisches Gleichgewicht zu rauben. Sie war eine Frau von etwa dreissig Jahren, grobschlächtig, knochig, und zuerst recht wortkarg. Jedoch schon nach kurzer Zeit entschloss sie sich zu Gesprächen und Scherzen, als sie sah, dass das Stadtdirndl guten Willens war ihre Arbeit flink zu verrichten. Sie zeigte mir das altbekannte Zauberkunststück vom Teller, dessen Unterseite mit Russ angeschwärzt war, und dessen Unterseite man mit dem Finger streichen muss, um sich dann, in Unkenntnis der Dinge, auf ihr Geheiss ins Gesicht zu malen. Eine alte Kamelle, die ich längst kannte. Jedoch um der guten Einfalt den Spass nicht zu verderben, malte ich mich in gespielter Unschuld voller Russ. Die Gradlwirtin hatte die Freude, ihre Maid aus der Stadt an der Nase herumgeführt zu haben. Ach, es ist doch oft so einfach und unkostspielig, seinen Mitmenschen eine Freude zu bereiten. Wasser und Seife heilten ja den Schaden schnell. Ich für meinen Teil gab ihr Rätsel auf oder lehrte sie die sächsische Mundart. Da war natürlich das Gelächter auf meiner Seite. "Räääschen wermer grieschen" wiederholte sie lerneifrig, um abends dem Bauern ihr neues Wissen vorzutragen. Ich musste von daheim erzählen, von Schule und Beruf. Die Zeit verflog, und der Feierabend war jedesmal geschwinder heran, als man erwartet hatte. Es wimmelten bereits mehrere Kinderlein auf dem Hof umher. Ich habe sie nicht gezählt, jedenfalls gab es genug Schmutznasen zu putzen, aufgeschundene Beinchen zu verpfastern und zerissene Kittelchen zu flicken. Eines Morgens fand ich die Gradlwirtin im Bett liegend vor, nachdem sie abends zuvor mich noch mopsfidel mit "Servus" verabschiedet hatte. Über Nacht hatte sie eine Fehlgeburt überstanden. Ich hatte von solchen Dingen keine Ahnung und fand das das Thema äusserst genierlich. Diese unfreiwillige Ruhepause währte nur einen Tag lang, dann war dieses zähe Arbeitstier wieder auf den Beinen. Schliesslich war Erntezeit! Haus, Garten und Gaststube verlangten nach der Hausfrau. Da kann man nicht einfach wegen solch eines ungeborenen Erdenbürgers rasten. Der Bauer hätte ihr Beine gemacht!

Auf dem Saalboden des Hauses war ein Segelfliegerlager untergebracht. Etwa 50 Innsbrucker Buben, im Alter von 16 bis 18 Jahren bekamen hier eine Fliegerausbildung. Beim Gradlwirt wurden sie verpflegt, und es war nicht mehr als recht und billig, dass regelmässig drei Buben zur Küchenhilfe abgestellt wurden. Das gab ein lustiges Kartoffelschälen oder Geschirrspülen. Die Buben hatten die Taschen voll voller Herrlichkeiten, die aus heimatlichen Päckchen herrührten. Bonbons, Keks oder Kuchen wurden gebefreudig ausgeteilt. Im Garten halfen sie uns beim Ribiselpflücken, und es wanderten der Beerlein viele in die Mäuler. Hing doch der Segen dick an den Sträuchern, da durften die "Öchslein, die da dreschen" auch füttern.

Mit uns Maiden standen die Buben begreiflicherweise auf gutem Fusse. Das ist ja wohl der Lauf der Welt, dass Büblein und Maidlein die Augen und Köpfe nacheinander verdrehen. Mir gefiel auch einer von den Malefizbuben recht gut. Er wusste drollige Schnurren zu erzählen und hatte eine so sakrige Art einen anzuschauen. Wir freuten uns, wenn wir miteinander zu schaffen hatten. "Schreib mir ganz bestimmt, wenn du nicht mehr hier bist" bat er täglich.

Eines Tages sah ich ihn von Ferne in sehr vertraulichem und heiteren Gespräch mit des Kaufmanns Töchterlein am Gartenzaun stehn. O' lieber Gott, das tat mir irgendwo inwendig weh. Warum bloss? Die Kleine war sehr niedlich und schmuck, sie trug ein herziges Dirndlkleid und keine solch alberne

Uniform. Sie war unbestritten sehr im Vorteil, das musste ihr der Neid lassen. Ich wurde (wie lächerlich von mir) von Stund an einsilbig beim Jäten und Ribiselpflücken. Ein Wurm frass inwendig am Herzen herum. Gottlob wurden anderntags die Buben entlassen. Es kamen wieder Neue. Da war kein so schwarzäugiger verwegener Malefizbub mehr dabei. Gottseidank!!

Als Moidel, die Bedienerin krank wurde, musste ich in der Gaststube servieren. Anfänglich ging das mit etwas Herzklopfen vor sich, doch dann half mir mein kecker Mut und mein schlagfertiges Schnäuzchen über alles hinweg, und ich fand das alles sehr fidel. "Knödel mit Gselchtem" oder "Kracherl" oder ein viertel Liter "Roten" servierte ich mit Elan. "Zwei Tiroler Geröstel" oder eine "Weisse mit Kraut" an den Ecktisch. "Bitte zahlen"! riefen die Gäste. Jawohl, ich kassierte ein. Es war ein Mordsgaudi.

Und da hatten die anderen so gejamert und trübe Voraussagen von sich gegeben. War das doch der munterste Aussendienst den man sich denken konnte. Viel zu rasch waren die vier Wochen herum. Es gab Abschiedsschmerz, Händeschütteln und sogar Tränchen, als ich das letzte Mal das Haus der Gradls verliess.

Als dritte Aussendienststelle wurde ich zum Postwirt Hörhager in Ebbs eingewiesen. Irmgard war meine Vorgängerin, und sie gab mir genauen Bericht. Dies war der Ort, wo Milch und Honig floss, und wer bislang noch bremsen wollte, um sich schmal und bei Taille zu halten, der floss hier hoffnungslos auseinander wie ein Hefenkloss in der Pfanne. Jede Mahlzeit bedeutete ein Fest. Bäuschelsuppen, Schmalznudeln, Buchteln, Gselchtes, Kaiserschmarrn, Speckknödel, Leberkäs oder Topfennudeln, jeder Schmaus war eine Symphonie voll Wohlgeschmack.

Die Arbeit war einfach, wenn auch eintönig. Fast den lieben langen Tag stand ich am Abwaschtisch, denn die Gaststätte war bekannt für die gute Küche der Wirtin. Cilly, die Tochter, und Kathi, die Magd, sorgten für gute Laune. Cilly fuhr zwar sehr oft ihrer behäbigen Mutter schnottrig über den Mund, sodass ich fast erstarre. Die Dicke stört das offensichtlich nicht. Massig und breit watschelt sie durch das Haus. All ihre Begabung ist der Kochtopf, und darin ist sie Meisterin.

Klagend rief sie mehrmals am Tage nach dem grossen Boxerhund: "Arko, Arko, gehst daher, a na, a na, dös is koa Gschäft nita! „

Ich bekam den Sinn dieser Sprüche niemals heraus. Es hiess im allgemeinen, die Wirtin spinnt." Wenn sie nur weiter gut kocht, dachte ich, jedenfalls so lange ich hier noch wirken und schaffen muss.

Streng katholisch, versank pünktlich beim Mittagsläuten alles knieend ins Gebet. Selbstvergessend, sich bekreuzigend, gänzlich ihrer Andacht hingegeben, waren die Bauerslaute Kinder und Gesinde. Nur ich liess meine Augen schweifen und ich entdeckte, dass Hansel der Jüngste, die Situation nutzte, und mit seinen schwärzlichen Bubenpfoten in die Schmarrenpfanne langte, um zu naschen. Sieh mal einer an, solch eine Sünde beim Ave-Maria-Beten. Doch die feiste Mutter hat es auch gesehen. "Fatsch und Knall", hat der Knabe seine Mauschellen weg. Die Alte betet seelenruhig weiter: "Heilige Mutter Maria bitt für uns, jetz, und in der Stunde unseres Todes. Amen."

Des Abends wickle ich regelmässig heimlich irgendwelche Speisen in mein rotes Kopftuch für Irmgard, die bei der Familie des Strassenfegermeisters Achhorer ihren Dienst versieht und die bei wesentlich kärglicherer Kost sich begnügen muss. Sie verspeist die Schmalznudeln, Wuchteln oder Schmarren mit Andacht und Heisshunger. Dass sie aus meinem verfetteten Kopftuch ausgewickelt werden, stört sie nicht im geringsten.

Auf dem gemeinsamen Heimweg ist der Himmel voller Geigen. Wir schlendern voller Übermut beim Neuwirt vorüber und beobachten die Pelargonien im Fenster. Die armen Pflanzen gehen ein! Jeden Tag sahen sie kläglicher drein. Wir hatten sie vor einiger Zeit mit Selterwasser gegossen. Sie

vertrugen die Kohlensäure nicht. Arme Pflänzchen; das war Mord, unbedachter Mord. Ich werde plötzlich ernst und gelobe mir, niemals wieder mit Kracher!" Blumen zu giessen.

Die Wochen zogen ins Land. Hochsommerliche Hitze reifte Wiesen und Felder. Regengüsse brachten fruchtbares Wachstum im schönen Land Tirol wie anderswo. Briefe wechselten zwischen dem Mucksch und dem Elternhaus in Leipzig. Vatel schrieb regelmässig ausführliche Wochenberichte von daheim. Weit draussen ausserhalb Deutschlands Grenzen wütete der Krieg. Noch rückten die Truppen in Russlands weiten Räumen voran. Fräulein Bertelsmann verbreitete sich anhand von Zeitungsschauen über die Politik des gesamten Erdkreises. Wie klug kam sie sich vor, unser stramm angehauchter nazistischer Rattenfänger.

Wir taten unsere Arbeit bei den Bauern, die unsere Hilfe gern in Anspruch nahmen. Wieder war Aussendienstwechsel, und diesmal fasste ich gemeinsam mit Irmgard in einen Glückstopf. Wir wurden zur Gärtnerei Wessely nach Kufstein beordert. Die Kufsteinfahrer hatten in allen Stücken eine Extrawurst. Sie bekamen für die weite Strecke ein Fahrrad zugeteilt, ausserdem durften sie in Lederschuhern fahren, während alle anderen in Holzpantinen zu ihrer Arbeit tippeln mussten. Ferner erhielten sie besonders gut geschmierte Frühstücksbrote, da die Gärtnerei lediglich für ein Mittagessen in einer vertraglichen Gaststätte sorgte. Diese Kufsteiner Zeit glich einer Sommerfrische. Den lieben langen Tag verbrachten wir in Gottes freier Natur, auf bequem schräg aufgestellten Brettern liegend, damit beschäftigt, Unkraut zu zupfen. Für vergnügte Gesellschaft war gesorgt, denn ausser uns fanden sich noch Maiden aus dem Nachbarlager Kiefersfelden ein. Der Wettergott war uns täglich aufs Neue hold gesinnt. Wenn wir dem Unkraut nun so täglich zu Leibe rückten, fiel mir immer wieder der Spruch meines Vaters ein: "Sorgen sind von der Nessel Art, sie brennen, erfasst du sie nur zart. Doch packst du sie recht herzhaft, so ist ihr Griff nicht schmerzhaft."

Mittags zwölf Uhr ertönte die Heldenorgel der Festung Gerolseck, und das war für uns Pausenbeginn. Wir schmauseten im bereits erwähnten Gasthof, anschliessend zogen wir aus, um riesige Tüten voll Sauerkraut zu kaufen. Das erschien uns der delikateste Nachtisch.

Die Hin- und Rückfahrten per Fahrrad geschahen natürlich in angemessener Würde und Gemächlichkeit. Nur keine übertriebene Eile an den Tag gelegt! Lasst uns unterwegs die Herrlichkeit der Berge bewundern. Uns begleitet streckenweise das Silberband des Innlusses. Wer wollte denn angesichts solcher Schönheiten nur auf den Fahrweg schauen? Man kann sich auch für zehn Minuten ans Flussufer setzen, um den Glitzerwellen zuzuschauen. Wir wollen doch des abends erst durchs Lagertor einfahren, wenn der Appell bereits vorüber ist. Man wird dann gewiss nicht mehr eingeteilt, um beim Bäcker Aniser mit dem grossen Bollerwagen Brot zu holen, wenn man auch sonst die Bäckerin gut leiden mag. Sie ist eine Seltenheit, denn sie hat ein braunes und ein blaues Auge, ausserdem hat sie einen achtzehnjährigen feschen Sohn, den Toni, der sein Herz an die Saarbrücker Grete verloren hat.

Schon zog der Spätsommer ins Land. Ich wanderte in einen neuen Aussendienst, zum Sebibauern, unweit vom Schlosses Wagrain. Dort bestand meine Tätigkeit in unablässigem Abstreifen von Holunderbeeren. Dabei half mir eine steinalte Oma, die beständig etwas von der Grosstadt Leipzig wissen wollte. Da sie schwerhörig war habe ich mit lauter Stimme ihren Wissensdurst nach Leibeskräften gestillt.

Mitunter gab es Zeiten in diesem freundlichen Halbjahr, da ich Dienst in der Verwaltung tun durfte. Ich schrieb nämlich an einer Lagerchronik des Ebbser Schlosses. Heitere und ernste Begebenheiten reihten sich vergnügt aneinander. Ilse Volze aus Frankfurt / Main zeichnete mit viel künstlerischem Talent heitere Bilder dazu. Wo mögen diese Blätter, die Zeugen unserer Erlebnisse, wohl geblieben

sein? Wahrscheinlich sind sie später, als alles zusammenbrach, was von Deutschland und Oesterreich noch übrig war irgendwo dem Untergang anheimgefallen.

Eines Tages startete ein Lazarettsgesang im Kufsteiner Krankenhaus. Auf einem hölzernen Pferdefuhrwerk fuhr uns ein freundliches Bäuerlein zur Stadt. "Hab mein Wage voll gelade, voll mit schönen Mädchen" sangen wir den Weg entlang. Jede von uns probte noch einmal seinen Auftritt, denn wir hatten uns für die Soldaten allerlei lustige Unterhaltungen ausgedacht. Es wurde schliesslich auch ein netter Erfolg. Schwänke, Schnurren und Lieder rollten in bunter Folge ab. Antje verblüffte als "Postamentelmann", Irmgard mimte die Lilli Marleen, indem sie an einer Laterne als Einzelperson geschickt ein Liebespaar verkörperte. Schliesslich sang ich im Vereine mit Traude Zumpe unser Heidelbeerlied auf Sächsisch. Die Lotte Schöch und die Alma Hämmerle hatten wir als unsere Göhren angeputzt. Es war ein totaler Erfolg, und die Lachsalven aus dem Publikum belohnten uns reichlich für unseren Aufwand.

Auch das Lied vom Scherbelberg trug zur allgemeinen Erheiterung bei. Obwohl Leipziger in der grossen Schar der grauen Verwundeten dabei gewesen waren, haben wir nicht erfahren. Jedenfalls hatten wir den Soldaten für einige Stunden Frohsinn gebracht, und das war unser Anliegen gewesen. In fröhlichster Stimmung wanderten wir abends in unser altes Schloss zurück.

Geburtstage wurden jedesmal sehr feierlich begangen. Schon morgens am Kaffeetisch war der Platz des Ehrenbürgers mit Blumen geschmückt, und er durfte sich ein Lied wünschen. Ein grosser Hefekuchen war das Geschenk der Lagerleitung, der dann abends im Kreise der jeweiligen Schlafsaalgefährtinnen in vergnügter Runde verspeist wurde. Ausserdem fanden sich auf dem Gabentisch kleine, sorgsam zusammengetragene Geschenke ein: Ein Inselbüchlein, ein Kettchen, ein Bild oder ein Leuchterlein, eine bunt bemalte Kachel oder was dergleichen kleine Raritäten sonst noch waren. An solchen Abenden des Feierns gabs kein pünktliches Gutenachtsagen. Für gute Laune war immer gesorgt, und jeglicher Zwang, Krieg oder Heimweh waren vergessen. Es geschah sogar dann und wann, dass unsere attraktive Gretel uns ihren Lippenstift zur Verfügung stellte. Da standen wir vor unseren Spiegeln und machten uns schön. In diesen Stunden fühlten wir uns als Menschen ohne Fesseln.

Susi, Anni, Gretel und ich waren ein vergnügter Hausdienst in diesen Sommerwochen 1942. Wir sorgten natürlich nach Kräften für unser leibliches Wohl. Vorüber war jegliche Furcht vor dem Dickwerden. Hopfen und Malz war sowieso verloren. Rundlich, drall und vergnügt purzelten wir durchs Gelände, ohne überhaupt noch Traurigkeit über unsere Rubensfiguren zu empfinden.

Mochten die heimatlichen Leute später lachen, das war einerlei. Hier im Land Tirol waren wir zünftig, hier passten wir in die Landschaft und wo wir hinkamen, gabs keine Betrübnisse. Das war schliesslich die Hauptsache. Unser Schlafsaal 4 war von einem munteren Völkchen bewohnt, das den Übermut schon frühmorgens beim Wecken im Nacken sitzen hatte. Kaum ertönte fünfuhrvierzig der Weckruf, so dröhnte bereits ein basstiefes Gelächter aus Anni Dietzes Bett. (Dieses lebensfrohe Mädels wusste noch nichts davon, dass sie drei Jahre später beim Dresdener Luftangriff ums Leben kommen sollte.) Noch war sie eine der Heitersten. Kaum ertönte also ihr Bassgelächter, so liess Susi ein meckerndes "he, he; he" folgen, dem sich dann mein sirenengleiches "hi, hi, hi" anschloss. Gretel brüllte "ho, ho, ho" und Inge Klingner jaulte wie ein getretener Dackel "hu, hu, hu". Unter solch ohrenbetäubendem Lärm begann der neue Tag. Kein Wunder, dass die Obrigkeit nach geraumer Weile erzieherisch einzuschreiten sich anschickte. Man verbot uns diese Albernheiten. Wir seien doch erwachsene Menschen! Ha, wenn die wüssten, wie wenig Wert wir drauf legten, erwachsene Menschen zu sein! Wir begannen weiterhin einen jeden neuen Morgen mit unserer Heulsymphonie, dass sich die Balken bogen, und die Fledermäuse wahrscheinlich in den alten Dachsparren erschreckt zusammenzuckten. Also musste der hohe Stab energischer einschreiten. Wir wurden beim Appell öffentlich vermahnt.

Der humorlose Rattenfänger spornte uns damit zu neuen Heiterkeiten an. Es wurden nächtliche Strafappelle für den Schlafsaal 4 angesetzt. Mitten im tiefsten traumlosen Schlaf erklang der Weckruf: "Aufstehen! Schuhappell! Alle Schuhborte schrubben!" Wir gähnen blinzelnd, taumeln ein wenig, und dann tun wir gehorsam alles, was man uns anschafft. Ich habe ein Büchlein vom Humoristen "Weiss Ferdl" bei mir und lese zwischendurch seine heitersten Schnurren vor. Die Zwerchfelle sind nicht müde. Es wird gelacht, bis uns die Seiten weh tun und uns die Tränen wie Bäche über die Wangen kullern. Dies geschieht natürlich sehr zum Verdruss der "Lagerziegen", die ja gerade im Begriff sind, die Heiterkeit aus uns herauszuexerzieren. Um unsere Arbeit zu kontrollieren, erschien sie dann und wann auf der Bildfläche. Was fand sie vor? Strahlende Laune und grinsende Gesichter. Sie selbst war müde und empört. Sie hätte ja viel lieber schlafend in ihrem Bett gelegen. Eine Frage entrang sich ihren Lippen: "Warum lachen Sie, ich bin doch kein Witz!" Kichern, Schnaufen, Prusten, Quieken unsererseits! Ein hoffnungsloser Fall, dieser Schlafsaal 4. Die arme Lagerleitung zweifelt an ihren pädagogischen Talenten.

Am anderen Morgen beim Singen rief man Fräulein Henkel zum Telefon. Mich traf die ehrenvolle Aufgabe, sie würdig zu vertreten und mit dem Liede fortzufahren: "Ein schwarzbraunes Mädel hat ein Feldjäger lieb." Ich ahmte in Stimme und Gebärde sofort die Henkel nach und lieferte der belustigten Schar naturgetreu den Auftritt der vergangenen Nacht. "Warum lachen Sie, ich bin doch kein Witz!" Diese Pointe schlägt donnernd ein. Dröhnendes Gelächter. Dann ist wieder meine Stimme zu vernehmen: "Das nennen Sie geputzt, Irmgard? Wie muss es dann wohl bei Ihnen zu Hause aussehen?"

Ich hatte nicht bemerkt, dass die Henkel still und leise bereits eingetreten war und längst Zeuge meiner Schauspielkunst geworden war. Ein kraftloser Seufzer war alles, was sie äussern konnte. Um ihre Mundwinkel jedoch geisterte ein Lächeln. Vielleicht war sie traurig, dass Sie nicht mitmachen durfte, sondern uns zu erziehen hatte. War sie doch höchstens drei Jahre älter als wir!

Der Rattenfänger hatte es sich in den Kopf gesetzt, die Dorfkinder mit selbstgebastelten Kasperpuppenköpfen zu erfreuen. Aus Zeitungspapier wurde zunächst ein eingewässerter Papierbrei zusammengerührt und daraus mit mehr oder weniger Geschick ein Kasperkopf geformt. Im Backofen wurde das Ganze dann getrocknet und gehärtet. Um in unserem saubergeputzten Schloss Schmutz und Unordnung zu vermeiden, wurde die Prozedur gleich im Freien vorgenommen. Meines Wissens sind die Kasperköpfe niemals zu einem wirklichen Kasperspiel verwendet worden. Wenn ich Kind gewesen wäre, hätte ich mit solchen Gebilden jedenfalls niemals gespielt, noch dazu ich Kaspertheater von jeher nicht leiden konnte. Mir schien es, als ob die selbstgebastelten Kasperköpfe in ihrem Aussehen alle unserer Lagerziege glichen.

Die Schlossbesitzerin, Frau Hinterseber - so wurde sie von der Lagerleitung angekündigt - würde im Sommer für einige Wochen in ihr Schloss zum Sommeraufenthalt kommen, wo sie im Zwischenstockwerk ihre Privatwohnung beziehen sollte. Es stellte ihr ureigenstes Refugium dar und war für uns verschlossen. Der Zeitpunkt ihrer Ankunft rückte näher. Unsere Bertelsmann hielt uns eine ernsthafte und dringende Ermahnungsansprache, für die Zeit der Anwesenheit der edlen Frau leise wie die Mäuslein sich zu betragen und die Schlossherrin in keiner Weise zu erzürnen, sondern ihr mit Respekt und Höflichkeit zu begegnen. Wir gelobten das feierlich und waren sehr gespannt auf ihr Erscheinen. Und sie kam! Eine freundliche kleine, etwas beleibte Frau war eingetroffen. Ihr Alter war von uns jungen Dingen schwer einzuschätzen, denn jedermann, der die Vierzig überschritten hatte, erschien uns als ein Greis. Also die Vierzig hatte sie gewiss überschritten.

Sie zeigte sich uns Maiden gegenüber als eine liebenswerte ja gütige Dame, mit der wir gern in's Gespräch kamen, und die Verständnis für unsre übermütigen Mädchentemperaturen zeigte.

Niemals sprach, sie darüber, warum wohl ihr Schloss als RAD Lager eingerichtet worden war: ob man sie von Staatswegen gezwungen hatte, blieb offen. Mit mustergültiger leiser Behutsamkeit bewegten wir uns auf den Treppen und Korridoren, damit sie nicht gestört wurde. Ich erinnere mich, dass wir des Sonntags sogar vor ihrer Tür im Hausflur ihr ein Ständchen brachten. Lieder hatten wir ja genügend im Repertoire.

Dass die Sage unter uns herumging, ihr verstorbener Mann würde als Geist auf dem Dachboden spuken, dort, wo die Fledermäuse hingen, das haben wir der guten Seele niemals erzählt. Als sie nach einigen Wochen wieder verschwand, vermissten wir sie geradezu, aber man durfte sich wieder etwas lautstärker bewegen im Haus.

Sie hatte jedenfalls anerkannt, dass die Einrichtung des Reichsarbeitsdienstes" eine menschenfreundliche Sache war, denn Aufgaben der Maiden bestanden ja darin, den Bäurinnen und die Bauern zu helfen. Es war Krieg. Viele Männer waren als Soldat im Feld, und an Arbeitskräften fehlte es allerorten. Wir bekamen immer wieder zu spüren, dass unsere jugendliche Hilfe willkommen war, ganz gleich, ob wir Grossstadt- oder Landmädchen waren. In unseren blauen Arbeitskleidern, den grauen Drillichschürzen und den roten Kopftüchern gehörten wir tagsüber ins „Dorfbild". Spätnachmittags dann zogen wir von unseren Arbeitsstätten wieder heim ins Schloss Wagrain. Aber Feierabend war noch lange nicht eingeläutet. Nach dem Abendbrot war immer noch irgendwelcher Dienst angesagt, sei es Näh- und Putzstunde, sei es Singen, sei es Basteln. Kein Wunder, dass uns nach des Tages abwechslungsreichem Programm schliesslich in den hölzernen Doppelstockbetten die müden Auglein zufielen.

Die Seiten 163 bis 169 fehlen im Manuskript

Es geschah im Laufe der Monate, dass einige Maiden von uns an klimabedingten Störungen litten, die zu einem Facharzt-Besuch in Innsbruck Veranlassung gaben. Mit Herzklopfen machten sich eines Tages also sieben Betroffene auf die Fahrt dorthin. Ich gehörte zu ihnen. Wir unterliessen natürlich nicht, unsere Lieben daheim mit Kartengrüssen zu unterrichten. Und so habe ich denn die Karte hiermit verewigt, die seinerzeit ihren Weg in die Franckestrasse nahm, und die von "dienstlichen Gründen" berichtete, um deretwillen diese Fahrt zustandegekommen war. Beim Arzt ging die Untersuchung recht rasch vonstatten. Die Diagnose lautete: Unregelmässigkeiten, bedingt durch den schroffen Klimawechsel. Dies war eine harmlose Sache, die durch Einnehmen von Tabletten bald wieder geregelt werden würde.

Nach dieser Untersuchung konnten wir uns schliesslich an die Besichtigung der herrlich gelegenen Stadt Innsbruck begeben. Die Gassen und Winkel mögen noch so versteckt liegen, überall schauen die Bergriesen hinein wie Wächter über der Stadt. Wir hatten uns am Nachmittag im Stift Wilten zu melden, dem Sitz unserer Bezirksleitung. Dort erfuhren wir mit Bestürzung, dass eine von uns Sieben, die Ruth Rein, bereits wegen Diphtherieverdacht ins Innsbrucker Krankenhaus eingeliefert worden war. Wir anderen, so wurde uns eröffnet, stünden ab sofort unter Ansteckungsverdacht, und wir hätten sofort nach der Ebbser Rückkehr in Quarantäne zu begeben. Du heiliger St.Florian! Ich spürte ja auch bereits recht erhebliche Halsschmerzen an meinem eigenen Leibe. Die Stimmung der Heimreise war ziemlich beklommen. Uns erwartete eine Isolierung im Schlafsaal 1, wo wir, wie weiland zu Pestzeiten, die Mahlzeiten vor die Türe gesetzt bekamen. Wo aber wären wir auf die

Dauer zu Trübsinn bereit gewesen? Die Komik dieser Situation stimmte uns schon bald sehr heiter. Ich versuchte, mein Halsweh zu vergessen und fühlte mich in diesem unfreiwilligen Gefängnis pudelwohl. Anni Dietze hatte am anderen Morgen Geburtstag. Da galt es, ein Tischlein zu decken. Jeder gab etwas aus eigenen Beständen, und so erfreute sich die Anni schliesslich an einer kunstvoll geschnittenen Papierdecke einer Puderquaste, einem Stück Seife, einer Garnrolle und ähnlichem Krims-Krams. Es fehlte nicht an Gelächter und Heiterkeit bis ich jäh diesem Kreis der Aussätzigen entrissen wurde, weil man beim Hineinschauen in den Hals meine Halsschmerzen entdeckt hatte. Gemeinsam mit Irmgard brachte mich das Krankenauto ins Kufsteiner Spital. Es begann eine sehr fidele Zeit. Wir lagen zusammen in einem Zimmer mit einer fremden Jungführerin, Christa Mantow, und einer kleinen vierjährigen Annemarie, der Tochter des Autobusfahrers der die Ebbser Linie fuhr. Wir waren keine schweren Fälle, und die Ärzte und Schwestern wurden heiter gestimmt, wenn sie unser Gemach betraten. Wir lasen die spannendsten Bücher am laufenden Band, freuten uns auf jede Mahlzeit und wurden verwöhnt durch drei "Aussendienstler" die trotz Quarantäne in der Gärtnerei Wesely arbeiteten, und die uns durch unser Hospitalfenster die schönsten Früchte und Weintrauben brachten.

Meine lieben Eltern sorgten sich inzwischen daheim nicht wenig um ihren Mucksch. Ach, wenn die wüssten, wie gemütlich es in der Kufsteiner Isolierabteilung war. Sie hätten niemals einen solch besorgten und verängstigten Brief an den Stationsarzt geschrieben, wie sie dies getan haben.

Nach wiederhergestellter Gesundheit winkte uns ein Genesungsurlaub daheim. Vierzehn sorglose Tage im Elternhaus waren hochwillkommen. Ich genoss das "wieder-mal-ein-freier-Mensch sein". Ich träumte in den Tag hinein, las viel Bücher, besuchte liebe Bekannte. Es war eine schöne Zeit, und ich freute mich ihrer doppelt, da es ja eine „Extrazuteilung“ bedeutete.

Zurückgekehrt nach Ebbs galt es wieder umzuschalten. Zwar waren trotz bereits abgelaufener Dienstzeit alle Maiden noch anwesend: die Quarantäne des gesamten Schlosses war noch nicht vorüber. Die zu erwartenden Neuen waren nach dem benachbarten Lager Kirchberg geleitet worden, und unsere alten Ebbser Maiden warteten ungeduldig auf ihre Entlassung. Ich selbst war als "Kameradschaftsälteste" vorgesehen, das hiess, dass ich zusammen mit Irmgard, Ilse Volze und Irene Fritz im Schloss blieb, und einen Schlafsaal verantwortlich zu übernehmen hatte.

In diesen Novembertagen 1942 breitete ein unheilrohender Schatten seine Flügel über uns alle aus: Stalingrad: Wir wussten es noch nicht, aber einige ahnten es wohl schon, dass die grosse Wende im Völkerringen eingetreten war. "Stalingrad, dieses Wort liess in jenen grauen Tagen, in denen die Nebel die Bergkuppen verhüllten, und in denen die Natur sich auf den starren Winterschlaf vorbereitete, unser Lachen jäh ersterben. Wer Brüder, Väter oder Verlobte an den Fronten wusste, der litt bange Ängste, und diese Ängste sollten sich bald als sehr begründet erweisen.

Endlich wurde ein Zeitpunkt genannt, an denen die Maiden Ebbs verlassen durften. Zwar gab es auch für sie keine Heimkehr, sondern sie hatten gesetzmässig den Kriegshilfsdienst zu absolvieren. Einige wurden der Textilspinnerei Rhomberg nach Vorarlberg zugeteilt, einige andere wurden als Fahrpersonal zum Innsbrucker Omnibus abgestellt. Wir feierten Abschied nach einem fröhlichen sorglosen Sommer, Abschied von unserer schönen getreulichen Kameradschaft. Es war ein Abschied für viele von dem uns vertraut gewordenen Kaisergebirge.

Der Bertelsman, die uns manchmal so gezwiebelt hatte, spielten wir jedoch vorher noch einen Streich. Und dies geschah in Form von Abführtabletten, die wir in reichlichem Mass am letzten Tag unseres Beisammenseins in die Puddingsuppe gaben. Die Lagerziege ass und ass mit bestem Appetit, ohne das geringste zu bemerken. Sie wunderte sich nur, dass keiner aus ihrer Schüssel nehmen wollte, sondern immer zufällig gerade schon aus einer anderen weitentfernteren Schüssel geschöpft

hatte. Blieben in ihrer Nähe aber die Teller der Nebensitzenden leer, so schob man diese Tatsache auf Appetitlosigkeit, hervorgehoben durch den Abschiedsschmerz, was ja schliesslich auch unbedingt glaubwürdig war!

Am nächsten Morgen sah unser Hamelner Rattenfänger recht blass und mitgenommen aus. Gesagt hat sie aber ihr Lebtag kein Sterbenswörtchen über die Ursachen.

Es war ein einschneidendes Erlebnis, Abschied zu nehmen. Wir Zurückbleibenden gaben den Mädchen das Geleit. Aus den braunen Arbeitsmädchen waren plötzlich wieder buntgekleidete Zivilisten worden, die mit ihren Köfferchen bereitstanden, zur Abreise in eine neue Umgebung. Ein grauer Morgen dämmerte heran, als wir uns zum allerletzten Mal die Hände schüttelten. Es gab Tränen aus braunen und blauen Auglein. Wir Zurückbleibenden mussten wieder um die Erfahrung reicher werden, dass derjenige am schwersten an einem Abschied zu tragen hat, der zurückbleibt, denn allem Neuen haftet ein Reiz an, und so winkte auch unseren Mädchen ein neues Ziel in Feldkirch.

Als wir unser Schloss im langsamen Trab wieder erreicht hatten, war alles sehr leer und still. Einige Tage lang hatten wir mächtig zu tun, um das ganze Haus wieder auf Hochglanz zu bringen. Die Führerinnen stiegen von ihren Thronen herab und halfen fleissig mit. Es war ein recht gemütliches Leben ohne Appelle. Wir fühlten uns in diesem feudalen Gebäude wie Ritterfräulein aus alten Zeiten, nur dass die Minnesänger fehlten.

Am 15. November 1942 kamen die Neuen aus dem Nachbarlager Kirchberg angereist. Nun galt es erst wieder Kontakt zu bekommen, was mir im allgemeinen nicht schwer fiel. Ich hatte Schlafsaal 4 zu betreuen und bekam auch eine sehr nette Truppe zusammen.

Der Winter zoz ein, und somit begann eine beträchtliche Umstellung unserer Lebensweise, denn die dicken Mauern des Schlosses gewährten wohl Trockenheit und Geborgensein, jedoch die saalartigen Räume waren sehr schwer zu heizen. Die Mädchen des Frühdienstes hatten ihre Sorge, um aus wenig Heizmaterial die Öfen in Wärmequellen zu verwandeln. Wir hatten ca. sechs Mädchen aus der Untersteiermark bekommen, die zum Teil nur sehr schlecht deutsch sprachen. Ich hatte ihnen allmorgentlich Unterrichtsstunden zu halten.

Als eines Tages beim Mittagstisch die attraktive dunkelhaarige Olga in gebrochenem Deutsch lautstark fragte: "Bittä, Frreillein Berrtellsmann, was heisst "Scheisse"?", da brach der Jubel von der Schanz, und mehrere Mädchen verschluckten sich bei der Suppe ernsthaft. Wir erweiterten also unser Vokabular nunmehr auch auf volkstümliche Kraftausdrücke.

Von den unangenehmen Seiten des einziehenden Gebirgswinters blieb ich vorerst weitgehend verschont, denn ich erhielt den Auftrag, eine Lager- und Dorfchronik zu verfassen. Dies war mit Besuchen bei Pfarrherren und Bürgermeister der Umgebung verbunden. Ich reiste im Omnibus durch die verschneite Winterlandschaft. Ich durfte Einsicht nehmen in alte Schriften und Dokumente, und mein stets ausgeprägter Sinn für Historie kam voll zu seinen Recht. Bis nach Ellmau jenseits des wilden Kaisers, führten mich meine Wege. Der Pfarrer jenes Ortes war ein sehr freundlicher, belesener alter Herr, der meine vielen neugierigen Fragen sehr geduldig und aufs ausführlichste beantwortete. Diese von mir ausgefertigte Chronik verblieb leider auch nach meiner späteren Abkommandierung im Lager Ebbs, sodass ich nichts mehr von ihrem Verbleib berichten kann. Ich nehme jedoch an, dass sich auch später, nach dem Krieg, Menschen gefunden haben, die für die geschichtlichen Ereignisse jener Landschaft Interesse gezeigt haben.

Da in jeder Hinsicht Gebrauchsartikel, wie z.B. Seife, Kohlen, Textilzeug usw. sehr knapp waren, wurde ich des öfteren in Marsch gesetzt, um "ausser der Reihe" in irgendwelchen Gemischtwarenläden der ländlichen Ortschaften etwas herauszuschlagen. Der Erfolg war sehr mässig, aber an die damit

verbundenen, zum Teil sehr weiten Fusswanderungen durch die winterstille, verschneite Welt, denke ich noch heute nach nunmehr 28 Jahren sehr gern.

Warmvermummt, mit wasserdichten Stiefeln, stapfte ich kleiner Mensch dann durch die Gegend. Die Berge trugen ihre weissen Schneepelze und glitzerten in einer kalten Wintersonne. Mein Atem dampfte, und ich war von einer sorglosen Glückseligkeit durchdrungen, dass ich hier wandern durfte. Wenn auch die Beine müde wurden, so war doch meine ganze Seele wach und jung und sehr glücklich.

Im Lager schritt die Grundausbildung der Neuen voran. Irmgard war ebenfalls KÄ und gestand mir manchmal, dass ihre zur Schau getragene Maske der Würde eigentlich gar nicht so echt war. Sie hatte es weitaus schwerer, Kontakt zu bekommen, als ich. Wir beide verstanden uns gut, und wir ertrugen mit Humor manches, worüber man hätte auch manchmal seufzen können. An Heimweh litt ich nicht so sehr. Ich dachte gern an mein Zuhause und erhielt vom Vatel ausführliche Berichte über das Leben und Treiben in der Franckestrasse.

Ich erhielt überhaupt die meiste Post des Lagers und brachte es im Briefwechsel zu Riesenrekorden. Fast täglich erhielt ich Briefe vom Xaver Diesel, dem getreuen Osnabrücker Freund, der irgendwo in Frankreich als Soldat sich aufhielt. Sehr oft schrieb auch der Werner Nienhusmeier, der mittlerweile Funksoldat geworden war. Spitz Ahlers aus Osnabrück schrieb seltener, dafür aber um so lustiger. Jochen Wels aus Leipzig schrieb äusserst humorvoll, der Manfred Engelhardt sehr problematisch. Vom dicken Fritze Krötzsch kamen oft Kartengrüsse und die Korrespondenz mit Werner Hölzel erfolgte meist in englischer Sprache. Ich schrieb viel und heiter an Gott und alle Welt und bekam Post in rauhen Mengen. Ein Katholik aus Münster, Arnold Walterscheid, der einmal bei uns daheim Messegast gewesen war, schrieb tief-religiös und sehr beeindruckend von der Ostfront. Er konnte niemals mit dem Problem fertigwerden, dass Menschen einander totschiessen müssen. Seine Briefe bedeuteten mir sehr viel in jener Zeit.

Anfang Dezember 1942 beschlossen Irmgard und ich nach München zu fahren. Wir wollten uns diese bedeutende süddeutsche Stadt an einem Wochenendurlaub einmal näher beschauen. Dass im letzten Moment die Bertelsmann uns beiden eröffnete, sie fahre mit, traf uns wie ein Keulenschlag. Das war natürlich nicht in unserem Sinne! Irmgard erbot sich nach einer langweiligen Bahnfahrt, für Hotelzimmer zu sorgen, und organisierte natürlich justament für die Bertelsmann ein Einzelzimmer. Wir wollten doch ungestört unser heimlich gemopstes Früchtebrot schmausen, das Irmgard als Küchenchef für diesen Ausflug eigens abgehängt hatte!

Hätte es die Bertelsmann gesehen, so hätte sie gewiss ihre Gemütlichkeit verloren. Nach Ankunft in unserem Hotelzimmer sassen wir auf unseren Schemeln und assen heiss hungrig das geklaute Früchtebrot. Auf das Klopfen der Lagerziege antworteten wir nicht. Schweigend kauten die Kinnladen. Sollte sie doch denken, wir seien schon fort! Wir waren jedenfalls nicht gewillt, unser schönes freies Wochenende von ihr vermiesen zu lassen.

Am Abend besuchten wir eine Aufführung irgend eines unbedeutenden Stückes mit dem Titel "Die grosse Kurve" dessen Hauptdarsteller Alexander Golling war. Anderntags unternahmen wir einen ausgedehnten Stadtbummel durch München. Wir kauften kleine Weihnachtsgeschenke ein, assen mit Behagen zu Mittag im Hofbräuhaus, staunten über das Leben und Treiben der grossen unbekanntenen Stadt und freuten uns wie entlaufene Spitzbuben unserer Freiheit. Am Karlsplatz entstand ein Photo, auf dem ich etwas verdattert in die Runde schaue. Mit unnachahmlicher Geschicklichkeit gelang es uns, in diesen beiden Tagen, der Bertelsmann aus dem Wege zu gehen, um beim Zusammentreffen im Hotel kurz vor der Heimreise dieses "Sich-dauernd-zu-verfehlen" zu

beklagen. Wir hatten auf dem Heimweg nach der Bahnfahrt bis Ebbs noch reichliche Schneemassen zu bewältigen und kamen hundemüde im Schloss wieder an.

Herta Drexel aus Dornbirn war eine der Mädels, die sich durch besondere Intelligenz und Heiterkeit auszeichnete. Sie wurde schon sehr bald als KÄ-Nachwuchs für die nächste Belegschaft vorgesehen. Ich verstand mich mit ihr ausgezeichnet und wir konnten miteinander sehr ausgedehnte Probleme besprechen. Von Büchern angefangen, kamen wir zur Religion, zu Geschichte, zu Beruf, zu Musik und Kunst; und wir fanden niemals ein Ende.

Auch mit dieser Belegschaft startete die abenteuerlustige Henckel eine "Überraschungs-Bergbesteigung", die eines Abends bei einbrechender Dämmerung begann, nachdem die Maiden einen Tag lang schwer gearbeitet hatten. Es war das Ziel gesetzt, den Steilaufstieg des "Zahmen Kaiser" zu erklimmen, was schon bei Tageslicht im Sommer eine schwierige Kletterei war, da nur ein schmaler ungekennzeichneter Pfad sich nach oben schlängelte. Nun aber war alles tief verschneit, und Henckels Plan liess uns ahnen, dass uns sehr kompliziertes Kraxeln bevorstand. Nach Dienstschluss standen also die Maiden in zünftigem Schuhwerk bereit, nur die Kranken im Heilzimmer durften daheimbleiben. Anfangs machte das Ansteigen noch Spass. Wir hatten den Weg unter den Füßen, sahen drunten im Inntal die Lichter klein und kleiner werden und stapften bergan, dem Himmel entgegen. Die Henckel gab ihre gruseligen Geistergeschichten zum Besten. Der Atem der kühnen Nachtwanderer wurde immer schnaufender. Der Weg war mittlerweile schmaler und verwehter geworden, und bald hatten wir ihn gänzlich verloren. Die ersten verzagten Laute wurden hörbar. Sie steigerten sich zu Seufzern, Ächzen und Stöhnen, schliesslich zu Tränen. Die Henckel heuchelte immer noch Zuversicht, aber ein Unterton von Besorgnis war nicht zu überhören.

Jetzt waren wir an der weiten, glatten und felsigen Stelle angekommen, die der Trampelpfad überquert, und die man von unserem Schloss aus deutlich sehen konnte. Diese Stelle gilt als besonders gefährlich, da es dort steil in weiter Fläche abwärts geht. Im Sommer ist dort das Felsengeröll besonders gefürchtet, im Winter aber ist es das verharschte Eis, über das man vorsichtig balancieren muss, ohne sich an irgendetwas festhalten zu können. Und dazu die schreckliche Finsternis! Die Überquerung dieser Wand gestaltete sich buchstäblich zu einem dramatischen Höhepunkt. Fünfundzwanzig Mal hintereinander hielt der Trupp den Atem an, und jeweils ein schlotterndes Menschenkind tappte sich auf allen Vieren hinüber. Die Ilse Volze hätte es denn auch schliesslich fast erwischt! Ein schrecklicher Schrei liess uns das Blut erstarren! Das Eis unter den Füßen hatte nachgegeben, und Ilse war abwärts ein paar Meter ins Rutschen gekommen. Die Fäuste in den harten Schnee gekrallt, war es ihr jedoch gelungen, den Fall abzuschwächen. Sie blieb liegen, kaum fähig, sich nach Henckels guten Zureden wieder zu erheben. Dies war das Signal für eine allgemeine Verzweiflungswelle. Vorderkaisersfelden war noch so weit. Die Hälfte des Wegs lag noch vor uns. Der Weg war nach kurzer Zeit wieder völlig unkenntlich. Jeder hatte andere Vorschläge betreffs der Richtung vorzubringen. Ein paar Sangesfreudige stimmten Lieder an, diese klangen jedoch recht dünn und verzagt. Es kam der Zeitpunkt, da auch für mich die Reize der Winternacht und die der tief unten im Tale funkelnden Lichter verblassten. Ich fühlte nur noch eisnasse Füsse, steifgefrorene Hände und ein Herzklopfen; als pochten Hämmer in meiner Brust. Angst kroch in mir hoch.

Wir krauchten auf allen Vieren aufwärts, ohne Weg und Steg. Die kleine ängstliche Marburger Anni hatte sich völlig erschöpft auf einen verschneiten Baumstumpf gesetzt und erklärt, hier stehe sie nie und nimmer mehr auf! Es sei denn, man trage sie. Du lieber Gott, es hatte doch ein jeder mit sich selbst genügend zu schleppen. Anni ist schliesslich doch wieder aufgestanden und weitergehatscht. Mutterseelenallein in dieser kalten Winternacht wäre sie bestimmt eingeschlafen und nicht wieder erwacht.

Die Henckel liess dann und wann die Erschöpften rasten. Währenddessen schickte sie Kundschafter aus, um die Lage zu peilen. Nach mehreren solchen Manövern gelang es schliesslich und endlich doch, nach Mitternacht die Umriss der friedlich schlafenden Hütte zu entdecken. Columbus kann seinerzeit nicht freudiger aufgejauchzt haben, als wir müden und geschlagenen Nachtwanderer beim Anblick des Zieles. Aber was kam dann? Dann kam ein lautes Klopfen an die Hüttenür mit Fäusten, ein Rufen mit letzter Kraft nach dem Hüttenwirt. Endlich öffnete sich die Tür. Vom Wirt nach der Verantwortlichen dieses Wahnsinnsunternehmens gefragt, musste die Henckel ein lautstarkes Donnerwetter in echttiroler Kraftausdrücken über sich ergehen lassen. Nicht einmal Selbstmörder, so meinte der mit Recht erzürnte Mann, würden in Nacht und Schnee diesen Steilaufstieg wagen. Eigentlich müsste man so viel Verantwortungslosigkeit hart bestrafen und in der Zeitung veröffentlichen! Die armen Mädels könnten gewiss Schaden fürs ganze Leben genommen haben, und Gott im Himmel möge bloss bedankt sein, dass unser trauriger Haufen überhaupt lebend hier oben angekommen sei! Wir wurden allesamt in den geräumigen Hüttenraum beordert; der Ofen wurde angefacht und ein heisses Getränk wurde gebraut. Wäscheleinen wurden durch den Raum gespannt, an denen bald unser völlig durchnässtes Kleiderzeug aufgehängt ward. Auf Notbetten und Strohsäcken vergassen wir bald in tiefstem Erschöpfungsschlummer die ganze Misere und träumten einem neuen Tag entgegen, den wir hochoben auf diesem Berggipfel begrüssen sollten. Wir waren beim Erwachen wieder heiteren Sinnes und genossen den Herrlichen Anblick der Bergmassive ringsumher.

Der Hüttenwirt sorgte dafür, dass alle Gäste, die der Tag heraufführte, erfuhren, welcher Leichtsinn beim Arbeitsdienst herrsche, und daß Menschenleben wahrscheinlich nicht geschont würden. Die Henckel kriegte sogar einen roten Kopf, und das wollte schon etwas heissen!

Zum Abstieg wählte man erfahrungsgemäss nun den breiten, bequemen Weg zum Kaisertal und kam ohne Pannen im Schloss wieder an. Nach dem Motto: "Gehabte Schmerzen hat man gern", war hinter drein natürlich jede stolz, die an dieser nächtlichen Verzweiflungstour teilgenommen hatte. Nach Veteranenart berichtete man später noch lange und gern von jenen schaurigen Erlebnissen.

Es ging im Schloss zu jener Winterszeit ein Raunen um, und wenn man genauer hinhörte so erfuhr man, dass wieder einmal verschiedene Mädchen von Halsweh befallen waren. Der Dr. Mark wurde geholt, und diesmal halfen keine Tabletten! Die Diagnose lautete: "Scharlach". Eine der ersten, die ins Kufsteiner Krankenhaus abwandern sollte, war Irmgard. Und ich wollte doch so gerne mit! Am Vorabend ihres Abtransportes, als sie fiebernd und schon ganz fleckig in der isolierten Krankenstube lag, schlich ich mich heimlich hinein wie ein Dieb. Dies war natürlich bei Strafe verboten. Seite an Seite hockend, bissen wir abwechselnd ins gleiche Brot.

Wenn dieses Experiment, nicht gelingen würde, so sollte doch der Donner dreinfahren. Ich atmete mit weit offenen Mund die Krankenluft ein, und ich hoffte recht viel Bazillen dabei zu schlucken. Dann verschwand ich lautlos wie ein Schatten. Ein Patient nach dem anderen wurde ins Krankenhaus transportiert, ich aber blieb zu meinem Bedauern bei der Truppe der Gesunden, und habe nicht einen einzigen Tag jemals Scharlach bekommen. Dass ich das Schicksal frech und frevlerisch herausgefordert hatte, dies wäre mir unter Umständen teuer zu stehen gekommen.

In diesem Jahr wurde beim Herannahen des Weihnachtsfestes immer deutlicher, dass wir nicht nach Hause fahren konnten, da die Entfernung für uns Flachlandbewohner zu weit war. Von Seiten der Eltern erreichten mich betrübte Briefe, jedoch hatte der Personenreiseverkehr in Anbetracht der Kriegslage zurückzutreten. Es wurden also einige Tage vor dem Fest die Näherwohnenden beurlaubt, die allesamt natürlich selig die Koffer packten. Wir zehn Zurückgebliebenen bereiteten uns auf ein gemütliches Christfest vor. Wir buken und brieten und brauten Punsch. Die leckersten Küchendüfte schnupperten durchs Schloss.

Wir wanderten an den Winterabenden bergauf durch den tiefverschneiten Wald und sangen in den Einödshöfen unsere Weihnachtslieder. Die geselligen, rauhen Bauernseelen freuten sich darüber und bewirteten uns mit Krapfen und rotem Wein. Diese Wanderungen durch den glitzernden, verschneiten Wald waren unvergesslich. Wenn der Mond sein kaltes, bleiches Licht herabsandte, und die schwerbehängenen Tannen traumhaft beleuchtete, die bizarr wie verzauberte Geestergestalten ihre weissen Arme reckten, dann gehörte uns der Wald, die Nacht und der Sternenhimmel ganz allein. Der Schnee schluckte jeden Laut und eine unendliche Stille war über uns. Wäre das Christkind und der Knecht Ruprecht aus dem Wald hervorgetreten, so hätten wir es in jenen Märchenstunden ganz verständlich gefunden.

Der Heilige Abend war festlich und sehr freundlich gestaltet. Ein grosser geschmückter Tannenbaum war im Tagesraum aufgestellt. Wir hörten die Ebbser Glocken läuten, und die Nacht senkte ihre Schatten nieder auf die Menschheit, die sich gegenseitig in Waffengeklirr zerfleischte. Wir gedachten in jener Christnacht 1942 all unserer Lieben, aber wir liessen doch nach anfänglicher Wehmut dann die Heiterkeit wieder zu ihrem Recht kommen. Die Sonne der Jugend brachte alle Sorgen rasch zum Schweigen, und im Scheine der Kerzen vergingen die Stunden sehr geschwind. Am anderen Morgen überwand ich mein Schlafbedürfnis und schloss mich den frommen untersteiermärkischen Kirchgängerinnen an. Ich habe es nicht bereut.

Die Ausflüge mit der Bertelsmann waren wesentlich anderer Natur als die der Henckel. Sie liebte die grossen Strapazen nicht so sehr. Sie interessierte sich für Besichtigungen grösserer Städte, für Museen, für Baustile verschiedener Baulichkeiten, wie Kirchen und Schlösser, und diese Eigenschaft zeichnete sie zu ihren Gunsten aus. Als sie nun eines Tages mit uns eine Reise nach Salzburg unternahm, waren wir begeistert und harrten der neuen Eindrücke mit Spannung. Wir sollten eine der schönsten Städte Europas kennenlernen, und fürwahr, Salzburg hielt, was es versprach. Ich sah im Leben niemals eine schönere Stadt. Da sich die Bertelsmann wieder einmal wie eine Klette an uns hing, zog ich sehr deutlich ein schiefes Gesicht. Irmgard plauderte scherzte und zeigte heiterste Miene. Die Besichtigung der Festung interessierte mich sehr und mein historischer Wissensdrang wurde um vieles bereichert. Hier fand ich Gelegenheit, die Irmgard um Gotteswillen zu ersuchen, ihr verbindliches Geplauder mit der Lagerziege zu unterlassen, denn nach menschlichem Ermessen würden wir doch auf diese Weise die Ziege niemals wieder los. "Lass mich nur machen, Guhrle?", war die lakonische Antwort, und da wusste ich, dass ich nicht weiter zu sorgen brauchte, und dass Irmgards Diplomatie alles Weitere regeln würde. Wieder drunten in der Stadt angekommen, gab es überall schöne Dinge zu bestaunen. Brunnen und Denkmäler, das Mozarthaus und sehr alte wunderbare Häuser. Beim Anblick eines alten schmiedeeisernen Tores blieb die Bertelsmann entzückt stehen. Sie stand und stand und stand und staunte, und.....hast du nicht gesehen, dort drüben befand sich ein wunderbarer Steinbrunnen. Irmgard ergriff einen Arm: "Komm Guhrle, Brunnen anschauen!" Fort....um sechs Ecken, fort aus den Augen der Lagerziege. Mag sie an ihrem Schmiedeeisentor Wurzeln schlagen. Nein, so ein Pech, dass wir uns doch tatsächlich verloren haben!

Nun besahen wir uns in Freiheit auf eigene Faust Salzburg. Wie bedauerten wir es, dass wir nur zwei Tage Zeit hatten. Um alles richtig zu geniessen, hätte man viel länger gebraucht. Müde und hungrig betraten wir schliesslich ein überfülltes Lokal, den Uniformhut höchst unvorschriftsmässig in der Hand, was streng verboten war. Auf der Suche nach zwei freien Plätzen, weiteten sich unsere Augen plötzlich voller Entsetzen. Dort drüben speiste die Bertelsmann gedankenverloren eine Bratwurst bei einen Glase Bier. Vergesst euren Hunger, ihr beiden Entflohenen und enteilt! Wir strebten hastig zum Ausgang.

Am Abend, beim Eintreffen in der vereinbarten Jugendherberge hub ein lautes Bedauern an, dass man sich leider aus den Augen verloren hatte, und dass man den ganzen Tag immerfort nur damit

zugebracht hätte, die Verlorene zu suchen. Wie gut, dass man sie nun wieder lebendig vor sich sähe. Man könnte nun diese, unsere Verhaltensweise, rügen, denn man würde mit Recht auf unwahres Benehmen schliessen; doch zu unserer Verteidigung sei gesagt, dass diese Bertelsmann in all ihren Eigenschaften als Lagerführerin sich so unbeliebt, wie nur irgend möglich, gezeigt hatte. Als stramm gedrillte Nazifrau glaubte sie, ihre „reinrassige“ Herrschernatur uns gegenüber zur Schau stellen zu müssen. Wir hatten viele Proben ihrer unerquicklichen "Zucht und Härte" zu spüren bekommen. Wer kann es uns verdenken, dass wir an solchen zauberhaften Tagen der Freiheit ihre unerfreuliche Gesellschaft zu vermeiden trachteten? Sie hatte sich diese Einsamkeit einzig und allein zuzuschreiben.

Wir hatten nach einer Übernachtung einen weiteren halben Tag Aufenthalt in Salzburg, und der wurde dazu genutzt, um uns berühmte alte Kirchen auch von innen zu beschauen. Ich liebe das Innere solcher alter Kirchen sehr. Muss ich doch immer an das Goethe-Gedicht denken:

"Gedichte sind gemalte Fensterscheiben.
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster,
So siehts auch der Herr Philister.
Der Wag dann wohl verdrießlich sein,
Und lebenslang verdrießlich bleiben.
Kommt aber nur einmal herein!
Begrüsst die heilige Kapelle!
Da ists auf einmal farbig helle!
Geschicht und Zierat glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein heller Stein.
Dies wird euch Kindern Gottes taugen.
Erbaut euch und ergötzt die Augen!"

Ich sollte späterhin noch öfters nach Salzburg kommen, doch diese ersten Eindrücke der Februartage des Jahres 1943 waren wie eine Ouvertüre, die einen zunächst etwas vorausahnen liessen von kommender, noch zu erwartender Harmonie und Schönheit.

Unser Schloss verlor allmählich seine Wintermütze vom Turm. Von den Bergen wehte ein warmer Föhn, der den Menschen im Kopf und in der Seele Unruhe verursachte. Es roch nach Frühling, und über Nacht hatten aus grünenden Wiesen die ersten Himmelschlüsselchen hervorgeschaute. Ich habe sie freudig begrüßt, denn sie waren im Vorjahr bei der Ankunft in den Bergen meine ersten Grussboten gewesen. Ein volles Jahr lebte ich nun schon hier. Ich hatte das Jahr in allen vier Jahreszeiten erlebt, und ich hatte in jeder einzelnen dieser Jahreszeiten ihre Schönheit begreifen gelernt.

Die Maiden dieser Belegschaft hatten zum Abschied gerüstet. Ihre Pflichtzeit war vorüber, und wieder nahm ich Abschied. Diesmal blieb ich von uns "alten Ebbsern" ganz allein zurück als zukünftige Jungführerin der Verwaltung. Der Abschied von Irmgard Zitzschke war schwer. Wir hatten ein Jahr lang gute Freundschaft gehalten und uns beiderseits mit Humor und viel guter Laune über Licht- und Schattenseiten hinweggeholfen. Nun fuhr Irmgard heim nach Berlin, dem (man wusste damals davon noch nichts) bald ein hartes Schicksal bevorstehen würde.

Ich blieb in Ebbs gewissermassen als lebendes Inventar und bezog die luftige Glasveranda neben Schlafsaal 4 für mich ganz allein. Nach einem Jahr endlich hatte ich meine eigenen vier Wände für mich, wenn sie auch nur aus Glas und Holz bestanden und eigentlich nur einen kleinen Balkon am stolzen Steinschloss darstellten. Ich widmete mich mit Hingabe der bescheidenen Ausstattung. Eine

Liege, mit Deckenrollen als Couch gestaltet, war mein ganzer Stolz. Ein schmaler Spind, ein Tischlein, ein Holzhocker, dazu ein aus Flecken geknüpfter Läufer vollendeten den Luxus. Ich fühlte mich als Schlossfräulein. Hohe Tannenspitzen schauten rechts und links zum Fenster hinein, und vor mir lag wie ein aufgeschlagenes Bilderbuch das ganze weite Inntal bis hinunter nach Kufstein und zum schroffen Pendlingberg. Nachts sah ich zu den Sternen empor, der Mond schien nur für mich allein zum Schmuck an den Himmel gehängt. Wenn ich ans Fenster trat und in die schlafende, schweigende Welt hinausschaute, dann überkam mich ein unaussprechlicher Frieden und ich fühlte mich geborgen. Ich fühlte mich als atmende menschliche Kreatur, die leben sollte und leben wollte, und ich überliess mich beglückt dem Schlaf, der mich traumlos umfing, und der mich an einem neuen sonnigen Morgen wieder erfrischt und fröhlich aus seinen Armen liess.

Es gab aber auch nächtliche Stunden, in denen ich meine Gedanken hinaussandte, hinauf nach dem Norden, wo ich mein Zuhause suchte. Mitunter schweiften diese Gedanken aber auch nach dem Osten hinüber, wo weit entfernt die Soldaten im Kampf standen gegen den uns bis zur Entsetzlichkeit entstellten "Weltbolschewismus". Wanderten die Gedanken nach der westlichen Richtung, so stiessen sie auch dort schliesslich auf Grenzen und auf Feinde. Überall wurde geblutet und gestorben. Dies waren dann die Augenblicke, in denen mein Herz von kalter Angst angeweht wurde. Ich fragte mich in jäher Furcht, was denn wohl werden würde, wenn eine einzige Stelle in den endlosen Fronten Schwäche zeigte und nachgäbe? Würde nicht wie bei einem schadhafte Deich, der Feind hereinbrechen? Alle Zeitungen waren voll vom heldischen Geist, vom kampferprobten und vorwärtsstürmenden deutschen Soldaten. Aber, so fragte ich mich in jenen stillen Nächten, würden wohl immer genug Soldaten bereit sein zum Stürmen und Erobern? Dass seit den Kämpfen bei Stalingrad nicht eben mehr viel nach Richtung Osten stürmte, war damals zwar schon entschieden in jenen Frühlingstagen des Jahres 1943, jedoch war davon nichts in den Zeitungen zu lesen, und wir erhielten in unserem Gebirgsidyll wohlweislich Unterricht, dass um unseren Kampf alles aufs Beste bestellt sei. Ich vergass die grauen Nachtgedanken jedes Mal beim goldnen Morgensonnenschein und lachte mich mit samt meinen gehabten Grillen herzhaft aus.

Ostern zog ins Land. Die Neuen waren noch nicht angereist. Wir wenigen Schlossbewohnerinnen konnten uns das Fest nach eigenen Plänen gestalten. Herta Drexel hatte ihre Schwester aus Dornbirn eingeladen. Wir starteten gemeinsam mit Anneliese Schmidt, einem stillen Mädchen aus dem Frankenland, eine grosse Tour auf den Wendelstein. Mit guter Laune hatten wir nach einem zünftigen Ostereiersuchen im Schlossgarten die Fahrt nach Brannenburg angetreten, von wo aus wir mit der Wendelsteinbahn emporfuhren auf den Gipfel des Wendelstein. Bei strahlendem Wetter erlebte ich wieder das intensive Glücksgefühl, ein Mensch zu sein und schauen zu dürfen.

Ein schneebedecktes Meer der Berge lag vor uns ausgebreitet. Hier oben verstummte mein sonst immer redegewandtes Schnäuzlein, hier oben erstarb mir alles Gelächter, hier wurde ich ganz fromm und still.

Erinnerungen einer Neunjährigen an den Winter 1942/43.

An das Dörflein Ebbs, als Parallele zu den Erinnerungen einer 18-jährigen, die damals den Reichsarbeitsdienst im Schloß Wagrain leistete.

Letztere Erinnerungen sind Herrn Georg Anker, Hauptschuldirektor in Ebbs, als Echo auf sein "Ebbsbuch" zugeschickt worden und da auch ich ihm, unabhängig von dieser Frau, Texte zukommen ließ, hat Georg mich mit diesen Schriften betraut.

Ich kann diesen Eindrücken der Frau Erika hundertprozentig zustimmen, was die Landschaft und die Heimeligkeit darin betreffen. Damals konnte ich meine Zugehörigkeit zu diesem Dorf nicht verstehen und darum wissen. Ich fühlte mich so stark beheimatet, daß mir das heutige Verständnis darüber erst aufschlußreich zur Seite steht.

Die Mutter meines Vaters stammte aus Oberndorf (Scheiberbauer) bei Ebbs. Die vorherige Entfremdung von Ebbs ist dadurch gegeben gewesen, daß dieser Großvater in Meran, dem damaligen Südtirol und heutigen Italien, eine Heimat gefunden hat. Also wurden mein Vater und ich in Meran geboren. Auch meine Mutter väterlicherseits und deren Eltern waren Schwoicher. 1938 hat die nationalsozialistische Zeit meinen Vater veranlaßt, nach Ebbs zu kommen.

Nach diesem Vorspann möchte ich wieder auf die Aufzeichnungen der Fr. Erika zurückkommen. Ich wohnte mit meinen Eltern und den drei jüngeren Geschwistern damals ganz in der Nähe des Schlosses Wagrain. Es war das Gasthaus beim Grafenwirt. Daß in diesem Schlosse junge Mädchen wohnten und als Arbeitsmädchen ihren Dienst besonders bei Bauern in der Umgebung taten, war mir nicht unbekannt. Mir gefiel ihre nette Bekleidung und ihr jugendlicher Sinn. Besonders gut kann ich mich an die Morgengymnastik auf einer Wiese erinnern, an der unser Schulweg vorbeiführte. Exakt und abgehärtet wirkten die Bewegungen in der morgendlichen Frühjahrskühle, oder war es auch im Herbst? Für uns Kinder war aber das Schloß Wagrain ein geheimnisvoller Ort.

Da es von Strüchern und Bäumen umgeben war, konnten wir nur erahnen, welch ein schöner Garten das Haus umgeben mußte. Der seitliche Weg, der ein kurzes Stück bergauf neben dem Schloß am Hang war, wurde von mir oft als Heimweg von der Schule benützt, besonders dann, wenn ich vom Lebensmittelgeschäft Freisinger einen Brotwecken mit nach Hause bringen mußte. Ich machte mir jedes Mal so meine Gedanken, was wohl hinter diesem lebenden Zaun sein könnte! Erst nach 1945 hatte ich kurze Zeit Gelegenheit, mich in dieses Terrain zu wagen. Es waren nämlich die bäuerlichen Eltern meiner Schulfreundin Cilli Mühlbichler da einquartiert und sorgten für die dazugehörige Landwirtschaft. Dazwischen lagen aber noch zwei andere Gemeinschaften, die dort eine kurze Zeit ihres Lebens verbrachten. Zum ersten die deutsche Wehrmacht, die vor Kriegsende mit allem militärischen Zubehör, einquartiert war. Als am 5. Mai 1945 die amerikanischen Panzer von Oberaudorf über die Innbrücke anrückten, wurde das Soldatenlager von der Bevölkerung geräumt. Auch meine Mutter ergatterte einige Decken und Leintücher, die sie für uns Notleidenden gut gebrauchen konnte. Aber dann kam die Enttäuschung, als es hieß, alles abgeben! Strotzend vor Ehrlichkeit gab sie fast alles zurück bis auf einige Decken, aus denen sie uns Kindern "Schihosen" machte. Auch eine lederne Tasche behielt sie zurück, die ich dann von 1948 bis 1952 als Schultasche für mein Studium in Salzburg benützte. Sie wurde abgetauscht von der Schultasche meines Bruders, der 1952 am 15. August in der Saalach bei Lofer an einem Herzversagen starb.

Damals 1945 erfuhren wir, daß die Bauern oder andere Leute, das meiste von den geplünderten Gegenständen behielten und nichts ist ihnen geschehen! Als nächste Bewohner des Schlosses Wagrain wurde das amerikanische Befreiungskorps untergebracht. Damals begann für uns Kinder eine interessante Zeit. Da fielen oft für uns überlebensnotwendige Leckerbissen ab, und sahen zum ersten Mal in unserem Leben Fleisch, Wurst, Käse oder Fisch aus Dosen. Wir Kinder bekamen von den Soldaten manches von diesen Lebensmitteln geschenkt. Darunter waren Trockeneier, Sojamehl, an die ich mich besonders erinnern kann. Mein Vater, der 1945 im August schon aus der englischen Gefangenschaft heimgekehrt war, machte sich aus diesen oben genannten Lebensmitteln einen Teig, mit Magermilch von den Bauern angemacht und gab ihn in die Pfanne, in der Lebertranöl brutzelte, das auf den Lebensmittelkarten zu bekommen war und bereitete sich so einen Schmarrn. Er mußte großen Hunger gehabt haben, denn er verspeiste dieses Mahl. Ich konnte schon vom Geruch verjagt werden. Um nicht dauernd ein solches Essen auf den Tisch bringen zu müssen, gingen Mama und besonders der später verunglückte Bruder Georg zu den Bauern hamstern, um so die größte Not zu lindern. So kamen wenigstens Kartoffel, Mehl und eventuell etwas Butter ins Haus. Dagegen nahm mein Bruder Robert die Sachen von den Amerikanern lieber an, um so auf eine bequeme Art nicht Hunger leiden zu müssen. Auch Süßigkeiten kamen dadurch auf den Speiseplan. Meine Freundin Cilli wohnte jetzt daneben im Bauernhaus zum Moosinger. Mit ihr kam ich oft in die Nähe der Besetzungssoldaten. Wir erhielten dann manchmal halbleere Dosen mit Peanutbutter oder fertige Omeletten, was wiederum unseren Mägen schmeichelte.

Als Kinder wurden wir mit noch etwas Neuem konfrontiert, was die Buben wie Luftballons aufbliesen. Es lagen so weißliche, fast durchsichtige Ringe außen an der Mauer, die das Schloß umgab, herum. Ich kam damals natürlich nicht dahinter, was diese Gummiballone, wie wir herausbekamen, bedeuten sollten. Wie es dabei den Buben erging, weiß ich nicht. (Später auch erst, als ich verheiratet war.) Besonders eklig nach Urin roch es damals auch in dieser Gegend. Diese ganze Schilderung soll erklären, wie ich eigentlich erst nach der Zeit des Aufenthaltes von Frau Erika in Mühlthal, so hieß der Weiler neben dem Schloß Wagrain, die Zeit verbrachte.

Die Zeit 1942/43 verbrachte ich mit meiner Mutter und den Geschwistern ohne Vater. Er mußte den Rußlandfeldzug mitmachen und war als Sanitäter eingesetzt. Er kam aber gerade in diesem Winter auf Urlaub. Und wie sich unser Wiedersehen mit ihm abspielte, war folgendes: Es war Heiliger Abend. Wir hatten gerade Bescherung gefeiert. Ich erinnere mich genau daran, wie wir vor dem hell erleuchteten Christbaum gestanden waren, (Kerzen und Schmuck waren noch von früher vorhanden) Mama begann zu weinen, weil wir an unseren Papa dachten, der in Kälte und Sehnsucht nach seiner Familie weit, weit weg und sogar einer ständigen Lebensgefahr ausgesetzt war. Wir beteten zum Christkind, es möge ihm schützend zur Seite stehen und sangen das "Stille Nacht" und das "O, sanctissima, o piissima", das Mama aus ihrer Kindheit in unsere Kindheit herübergerettet hatte. Wir hatten eine schlecht isolierte Wohnung. Der Herd gab an Wärme aus, was ihm nur möglich war und die Erwärmung der brennenden Kerzen kam dazu, sowie, daß es milder geworden war. Es regnete in den Schnee hinein. Plötzlich hörten wir einen Knall und vom Küchenkasten rann Wasser und zerbrochenes Glas fiel herab. Es war die Weihwasserflasche gewesen. Ein Ereignis, das etwas zu bedeuten hat, sagte Mama im Brustton der Überzeugung. Und im nächsten Augenblick klopfte es an die Tür. Wir öffneten und draußen stand die Frau Meirer oder Floten, die im Haus als Flüchtlinge aus dem Rheinland einquartiert waren. Sie sagte, ein Telefonanruf aus der Nachbarschaft läßt ausrichten, daß unser Papa in Ebbs abzuholen sei! Ein Aufschrei ertönte und wir fielen uns um den Hals. Diese Überraschung hat unser vorheriges Beten bestätigt. Mama und Georg nahmen die Rodel und zogen sie durch die Regenlachen und Eisschlaglöcher nach Ebbs und mit Papa zu uns zurück.

Seine Erlebnisse darüber, wie oft ihm der Schutzengel beigestanden war, zu erzählen, gäbe eine eigene Dokumentation ab. Um auf die RAD-Mädchen zurückzukommen, die den Aufstieg zur Rietzer-

Alm wagten und zwar mitten im Jänner, läßt sich also nicht so unwahrscheinlich anmuten, da eben Tauwetter eingesetzt hatte. Trotzdem war dieses Unternehmen der Lagerleiterin lebensgefährlich. Um damals auf die Stadt Kufstein zu sprechen zu kommen, so erlebte ich sie auch wie Frau Erika, da ich im Herbst 1943 in die Hauptschule dorthin kam. Also, war mir auch die Fahrt mit dem Postauto geläufig. 1944 im Frühjahr stellten die Bombardierungen der Stadt diesen Postautoverkehr ein. So entschied ich mich, weiterhin die Volksschule in Ebbs zu besuchen. Über diese Schulzeit bis zum Umbruch von 1945 kann ich mir auch noch gut Vorstellungen machen. Auf Seite 175 berichtet Frau Erika, daß sie eine Chronik zusammenstellte. Ob diese noch existiert? Der Absatz, der schildert, woran es fehlte, betraf auch uns Bewohner von Mühlthal.

Und ich war ein noch kleinerer, wie auch jüngerer Mensch, der eine sorglose Zeit in dieser Gegend verlebte, jedoch unter den einfachsten Bedingungen, was Wohnung, Bekleidung und besonders auch geistige Nahrung betraf. Ich las z.B. die biblische Geschichte oder unsere Lesebücher oft und oft wieder, da ich sehr lesefreudig war. Bei Kerzenlicht durfte ich weiterlesen, obwohl wir Kinder mit den Eltern in einem Raum schliefen (besonders auch nach dem Krieg) und Mama zum Auslöschen mahnte, Papa jedoch zu lesen erlaubte. Meine seelischen Erlebnisse in dieser Zeit haben auch mein späteres Leben geprägt.

Nachtrag: Die Familie Unsel? (6 Kinder) wohnte nach dem Krieg bzw. nach den Amerikanern in Wagrain. Meine Erinnerungen daran sind jene, daß die Älteste gut Zitherspielen konnte und daß ich sie darum heimlich beneidete. Von 1947 bis 1948 lebte ich hauptsächlich in Ebbs bei der Familie Anker. Ich betätigte mich nebenbei beim Kirchenchorsingen als Altstimme und bewunderte die weiche, einfühlsame Altstimme der Frau Wetti Anker. Besonders nicht erklären konnte ich mir, wenn diese Frau die Zeit in der Kirche zu einem stillen Weinen benützte. Daheim in der Familie war sie immer guter Dinge und eine gute Mutter. Für mich hatte sie ein besonderes Büchlein parat als Geschenk, "Rein bleiben und reif werden", was ich leider nicht mehr besitze. Ich las es oft und oft, verstand aber vieles nicht. Als introvertierter junger Mensch hatte ich aber nicht die Fähigkeit, mit Wetti darüber zu sprechen. Die Beschreibung der Jungfräulichkeit hinterließ aber in mir schon Spuren für meine spätere Jugendzeit in Salzburg.

PS: Ich danke Dir sehr, Georg, daß ich Einblick nehmen durfte in Deine Arbeit als Archivar und besonders als Autor. Solltest Du von meinem Bericht etwa brauchen können, so stelle ich ihn Dir gerne als Ergänzung zu Frau Erika Rammelt (oder auch nicht) zur Verfügung.

Das Foto (leider schreibe ich nie Jahreszahlen auf die Fotos) muß meiner Erinnerung nach 1. Juli 1978 erstellt worden sein. Es geht aus der Chronik unseres Kirchenchores hervor. Wir führten die Große Messe d-Moll "Nelson Messe" von Josef Haydn auf, in der Reihe der Kirchenkonzerte in der Pfarrkirche von Ebbs 1978, mit den Solisten Gertraut Stoklasser, S; Marieluise Werlberger A; Helmut Scheiber, T; Peter Lika, Baß. Also habe ich die richtige Platzierung dieses Fotos doch noch gefunden. Recht herzliche Grüße, Ada Berger.

Teil D

Bericht von Georg Anker im Ebbser Gemeindeblatt Nr. 32 vom 23.7.1992

Das »Dörflein« damals

Auf den Spuren der Ebbser Vergangenheit

Angeregt durch das Nachwort im Buch Ebbs— Tirol von HS-Dir. Georg Anker meldete sich im Jahre 1991 Frau Erika Rammelt aus Leipzig beim Ebbser Chronisten und sandte ihm private Aufzeichnungen aus der Zeit des 2. Weltkriegs, während dessen sie zwei Jahre in Ebbs verbrachte. Frau Erika Rammelt war als Arbeitsmaid des seinerzeitigen Reichsarbeitsdienstes zu dieser Zeit im Schloß Wagrain stationiert. Der sogenannte. RAD hatte die Aufgabe, auf den Bauernhöfen und in Betrieben die sich im Krieg befindliche männliche Bevölkerung an den Arbeitsplätzen zu ersetzen. In ihren Memorien schildert Frau Rammelt anschaulich ihren Alltag in Ebbs.

Am 8. April 1942 kam sie 18jährig mit einem kleinen Koffer mit dem Bus im Ort an. Schon in den ersten Stunden wurde ihr klar, daß sie diese Zeit in heiterer Kameradschaft mit den anderen Mädchen verbringen werde, um sich nicht über Vorgesetztenallüren des Führerinnenstabes täglich zu ärgern. Das Zeremoniell des Fahnenappells „in der Früh und am Abend, der schwierige Bettenbau in der »Höhenlage“ der Stockbetten, der Frühsport zur Körperertüchtigung, die »lächerliche« Einheitskleidung und die anfallenden Arbeiten der 32 Mädchen und vier Kameradschaftsältesten werden mit Akribie und auf humoristische Weise dargestellt. Die Grundschulung am Schloß beinhaltete Haus, Küche, Garten, Waschküche und Bügelstube. Jedes Mädchen, sie kamen aus Deutschland, Innsbruck, Kärnten und der Steiermark, mußte diese fünf Arbeitsgruppen durchlaufen. bevor es bei der Bevölkerung im Dorf als Hilfe im Haus, auf dem Feld und im Garten eingesetzt wurde. Wanderungen ins Kaisergebirge werden ebenso geschildert wie Beobachtungen in der Natur und die Eindrücke beim ersten Kontakt mit den Einheimischen.

Frau Erika Rammelt wurde bei der Verteilung des Außendienstes zuerst zu Bindermeister Sepp Moser geschickt. Seine Frau Theresia war froh um die Hilfe, und Erika fühlte sich sichtlich wohl, da sie sehr mütterlich zu ihr war. Nach einem viertägigen Heimaturlaub wurde sie beim Gradlwirt in Niederndorf zur Haus- und Gartenarbeit eingesetzt und half später beim Servieren.

Nach vier Wochen trat wieder ein Wechsel ein. Erika begann ihren Dienst beim Postwirt Hörhager in Ebbs, wo es ihr besonders gut ging. Unvergessen bleiben ihr die Beuschelsuppe und der »Leberkäse«.

Ein neuerlicher Wechsel des Dienstplatzes brachte sie mit einer Freundin zur Gärtnerei Wesely nach Kufstein, womit sie das große Los gezogen. Sie erhielten ein Fahrrad zugeteilt und durften in Lederschuhen fahren. Die Zeit in Kufstein glich einer Sommerfrische. Es folgte der Sebibauer, dem sie bei der Beerenernte half. Ab 15. 11. 1942 wechselte die Belegschaft im Schloß. Frau Erika Rammelt blieb im Schloß Wagrain und trug nun künftig die Verantwortung für die »Neuen. im Schlafsaal 4. Das Jahr 1942 ging mit Arbeit und mancher heiteren Stunde vorbei, und beim nächsten Wechsel der Mädchen blieb Erika ganz allein als zukünftige Jungführerin der Verwaltung zurück.

1984 kam Frau Rammelt zum ersten Mal für ein paar Stunden nach Ebbs. Traunsteiner Freunde ermöglichten ihr, einen jahrzehntelangen Traum zu erfüllen. 1991 besuchte sie mit Traudel Hertel das von ihr über alles geliebte Ebbs. Die beiden Damen wohnten bei der Familie Baumgartner, Hitscher-Bauer, und absolvierten ein dicht gedrängtes Programm. Sie wandelten auf den Spuren der Vergangenheit. Frau Hertel reiste mit einem Fotoalbum an, in dem eine Menge alter Fotos von Ebbs

gesammelt sind, die bereits die Aufmerksamkeit verschiedener an der Ebbser Geschichte Interessierter weckten.

Mit besonderer Freude erfüllte sie beide die Einladung des Besitzers von Schloß Wagrain, Dipl.-Ing. Richard Stadler, einige Tage im Schloß zu wohnen.

Ein kleiner Baustein der Zeitgeschichte, der mithilft, das große, bunte Mosaik der einzelnen Schicksale zu vervollständigen, konnte durch Text und Bild von Erika Rammelt und Traudel Hertel an seinen Platz eingefügt werden. Frau Rammelt schloß Land und Leute von Ebbs besonders ins Herz, was im Ausspruch „in meinen Erinnerungen leben unvergessen noch die Spuren des damaligen Dörfleins“ seine Dokumentation findet.